Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 32 — Leipzig, den 8. August — **1895**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das Zusammenarbeiten von Geistlichem und Gemeinde. Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 1 —
ie russische Kirche und ihre Sektirer: 1 — Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubens=
kenntnis eines Naturforschers, vorgetragen von Ernst Häckel — Das Leben Jesu in der Schule — Malombra. Roman von Fogazzaro
Verschiedenes: Der alte und der neue Glaube; Die evangelische Gemeinde A. K. Vöcklabruck von der Reformationszeit bis auf die Gegen=
art; Bibelkenntnis — Anzeigen

Das Zusammenarbeiten von Geistlichem und Gemeinde

Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbrief 1

Paulus, Silvanus und Timotheus an die Gemeinde in Thessalonich
Gott dem Vater und dem Herrn Jesu Christo. Heil und Freude
mit euch.

Immer danken wir Gott für euch alle, wenn wir euch in unsern
beten erwähnen. Gedenken wir doch vor unserm Gott und Vater
aufhörlich eures Wandels im Glauben, eurer Emsigkeit in der Liebe
d eurer Geduld in der Hoffnung auf unsern Herrn Jesum Christum.
nn wir wissen ja, von Gott geliebte Brüder, wie es bei eurer Er=
hlung zuging, daß wir euch nämlich das Evangelium nicht nur mit
rten, sondern auch in Kraft, im heiligen Geist und mit großer Zu=
sicht predigten — nun, ihr wißt ja, wie wir unter euch euretwegen
traten. Und so seid denn ihr unsre und des Herrn Nachfolger ge=
rden, indem ihr das Wort unter viel Trübsal, doch mit Freude im
ligen Geist aufgenommen habt, und seid so für alle Gläubigen in
azedonien und Achaja ein Vorbild geworden. Denn von euch ist das
ort nicht nur nach Mazedonien und Achaja hinausgeschallt, sondern
erall hin ist die Kunde von eurem Gläubigwerden an Gott gedrungen.
r brauchen daher nicht erst davon zu erzählen: die Leute selbst ver=
digen von uns, welchen Einzug wir bei euch gehalten, und wie ihr
h zu Gott bekehrt habt von den Götzen, um nun dem lebendigen
d wahren Gott zu dienen und seinen Sohn, den er von den Toten
erweckt hat, vom Himmel zu erwarten, nämlich Jesum, der uns von
n künftigen Zorn erretten wird. Denn ihr wißt selbst, liebe Brüder,
unser Einzug bei euch nicht kraftlos war, sondern obwohl wir vor=
in Philippi, wie ihr wißt, gelitten hatten und mißhandelt worden
ren, so fanden wir doch im Vertrauen auf unsern Gott den Mut,
euch das Evangelium Gottes auch unter schweren Kämpfen zu ver=
digen. (1. Thess. 1, 1—2, 2)

Fast alle seine Sendschreiben beginnt der Apostel Paulus
t einer Danksagung gegen Gott, wie es damals auch sonst bei
den und Griechen Sitte war, wie wohl auch wir unsre Briefe
liebsten mit einer Danksagung anfangen, wenngleich nicht gegen
tt, sondern gegen den Empfänger; oft vielleicht, ohne uns
h nur dabei viel zu denken. Paulus macht keine Phrasen;
lobt und dankt auch immer nur dafür, was die Gemeinde,
die er schreibt, wirklich geleistet hat. Aber hier braucht er
e Worte nicht sorgsam abzuwägen; hier kann er aus vollem
rzen ihren Wandel im Glauben, ihre Emsigkeit in der Liebe
ihre Geduld in der Hoffnung rühmen und preisen. Wie
ganzen Brief, dem darin kein andrer gleichkommt, ein
nderbarer Hauch innigster, zartester Hirtenliebe durchweht,
kann sich der Apostel auch hier gar nicht genug thun, Gott
mer für alle zu danken und unaufhörlich ihrer zu gedenken.
t er doch auch in Thessalonich eine ideale Gemeinde gefunden,
sie sich jeder Geistliche wünschen möchte; eine Gemeinde,
nicht nur an sich arbeiten läßt, sondern auch selbst mit=
eitet.

Paulus hatte an ihr gearbeitet, obwohl er eben in Philippi
zen seines hilfreichen Auftretens ausgepeitscht worden war. Wie
ncher hätte sich dadurch oder auch schon durch weniger schwere
ahrungen abschrecken lassen! Wie bedrückt es uns schon, wenn wir mit unsern Ermahnungen oder Vorschlägen, welcher Art sie auch seien, nicht zwar auf Widerstand, sondern nur auf Gleichgiltigkeit stoßen! Und doch dürfen wir uns dadurch nicht irre machen lassen, so wenig jene Verfolgungen Paulus irre machen konnten. Wie er dennoch den Mut fand, auch in Thessalonich und, wenn es sein mußte, auch unter Kämpfen das Evangelium zu predigen, so sollten auch wir nie vergessen, daß wir in eines höhern Herrn Pflicht und Schutz stehen. Denn das gilt von jedem, der einem ehrlichen Gewerbe nachgeht; das gilt aber deshalb auch von Predigern und Lehrern. Wer einmal in Gottes Namen einen Beruf ergriffen hat, der darf nicht desertiren, sondern muß auf seinem Posten ausharren, so lange es irgend angeht. Ja noch mehr: er braucht nicht mit Seufzen und Klagen seine „Pflicht“ zu thun, sondern er kann ebenso fröhlich und zuversichtlich an seinem Teil dem Reiche Gottes dienen, wie Paulus in Thessalonich predigte.

Und was predigte er? Daß man sich bekehre zu Gott von den Götzen, um nun dem lebendigen und wahren Gott zu dienen und seinen Sohn vom Himmel zu erwarten. Dieser letztere Artikel hat im Laufe der Zeit naturgemäß seine zentrale Bedeutung verloren; aber der erste gilt doch zu allen Zeiten in gleicher Weise. Denn wenn die Menschen auch heute nicht mehr denselben Götzen dienen, wie damals in Griechenland, so dienen sie eben andern Götzen — und keineswegs etwa nur die Reichen, sondern vielfach erst recht die Armen. Deshalb muß auch heute vor allen Dingen erst einmal wieder der Dienst des lebendigen Gottes gepredigt werden. Denn bisher ist das, nicht ohne Schuld der Kirche und dies wieder nicht ohne Schuld der Verhältnisse, vielfach zu wenig geschehen. Und doch gehört es untrennbar mit dem Glauben an den lebendigen Gott zusammen, worauf er sich auch gründe. Gepredigt aber muß endlich werden nicht mit Worten allein (und wären es Sprüche oder Gesangbuchsverse), sondern in Kraft, d. h. mit der Begeisterung, die reden muß, weil ihr das Herz zu voll ist von Freude und Seligkeit. — Aber kann denn so auch jener Dienst des lebendigen Gottes gepredigt werden? Gewiß. Dieser selbe Gott offenbart sich uns ja zugleich immer als die ewige Liebe, und nur deshalb können wir überhaupt anfangen mit und vorwärts kommen in der Erfüllung seines Willens. Wer davon predigt, weil er nicht anders kann, der darf auch dessen gewiß sein, daß seine Worte Eindruck machen werden. Wie unsre Missionare auf Erfolg schließen, wenn ihnen, so lautet die Rede, das Wort leicht vom Munde fließt, so folgert ja hier Paulus eben aus dem Hergang bei der Erwählung der Thessalonicher, daß sie ihm glauben und ihren Glauben auch bethätigen mußten.

Und er hat sich nicht getäuscht. Die Thessalonicher nahmen nicht nur das Wort des Apostels mit heiliger Freude auf, obwohl sie alsbald dafür leiden mußten, sondern sie stellten sich auch sofort selbst in seinen Dienst. Sie arbeiteten einer an dem andern, wie wir das später genauer zu betrachten haben

werden; sie sorgten aber auch dafür, daß das Evangelium zu andern kam. Auf wunderbar überraschende und erhebende Weise erfuhr Paulus davon. Wenn er in Beröa, Athen, Korinth zu predigen begann und zur Ermunterung seiner Hörer von seinen Erfolgen in Thessalonich reden wollte: da fiel man ihm ins Wort und erzählte vielmehr ihm, wie es ihm dort ergangen. Wie mag da sein Herz gejubelt, wie mag er Gott gedankt haben! Es giebt ja keine reinere Freude für den Geistlichen, für den Lehrer, als zu sehen: seine Arbeit ist doch nicht umsonst gewesen, der Same, den er vielleicht vor Jahren ausgestreut hatte, hat doch endlich Frucht getragen. Und wenn nun gar der Erfolg größer ist, als wir jemals erwarten und hoffen konnten, wie bereuen wir dann, früher wider Gott gemurrt zu haben: O Herr, ich arbeite vergeblich und bringe meine Zeit umsonst und unnütz zu; wie fühlen wir uns da gestärkt und gegen neue Versuchungen zum Kleinglauben gefeit. So mag auch Paulus, durch diese Erfahrungen gekräftigt, seinen Mißerfolg in Athen, wenngleich gewiß schweren Herzens, doch zu ertragen vermocht haben; wußte er doch nun: des Herrn Wege sind wunderbar, aber er führet es immer herrlich hinaus.

Denn wie war doch jene Kunde nach Beröa oder Athen oder Korinth gekommen? Kaum durch ausdrückliche Bemühungen der Thessalonicher, als ob sie expresse Boten dorthin geschickt hätten. Sondern Kaufleute und Matrosen, die in Thessalonich gelandet waren und dort von der neuen Gemeinde gehört hatten, erzählten davon auch in den andern Seehäfen, wo sie anliefen. Gewiß war ihr Bericht ziemlich ungenau; aber man wußte ja nun, wo man Genaueres über den neuen Glauben erfahren könnte. Und so eilte dieser Paulus voran; er war schon da, wenn jener erst ankam. Auch die heidnische Kultur mußte dem Christentum dienen. Schon vorher war es durch Karawanen nach Damaskus gebracht worden; bald nachher zeigte sich, daß es durch Reisende nach Rom gekommen sei, ja daß es dort die Judenschaft so aufgeregt hatte, daß sie Kaiser Claudius aus der Hauptstadt verbannte — und dadurch den neuen Glauben erst recht verbreiten half. So können selbst Großstädte, in denen zunächst ideale Bestrebungen aller Art keinen Boden oder wenigstens nur geringe Beachtung finden, doch, wenn ihre öffentliche Meinung einmal davon Notiz genommen, unendlich viel zu ihrer Fortpflanzung thun. Auch um das Christentum in die Heidenwelt zu bringen, bedarf es heute nicht notwendig der Missionsgesellschaften. Wohl ist es der höchste Beweis von der Lebendigkeit einer Gemeinde, wenn sie an der Mission mitarbeitet; aber Gott der Herr ist nicht an ihre Mitarbeit gebunden: Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlts ihm nicht. Ein englischer Missionar hat gesagt, die Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo habe mehr für die Christianisirung Aegyptens gethan als alle bisherigen Missionspredigten; und ähnlich mag es auch sonst der Fall gewesen sein, wenn sich irgendwo die Kultur der christlichen Völker von ihrer guten und nicht, wie es ja leider so häufig geschieht, nur von ihrer schlechten Seite gezeigt hat. Wir wollen uns nicht darauf verlassen, aber wir dürfen doch darauf hoffen, daß das Christentum auch auf diesem Wege sich ausbreiten kann. Ja vielleicht hat schon Paulus, so wenig das auch zu seinen sonstigen Voraussetzungen paßte, eine Ahnung davon gehabt, daß dereinst auch durch solche Thüren das Evangelium in die Menschenherzen hineinziehen würde, wenn er schreibt: überallhin ist die Kunde von euerm Gläubigwerden zu Gott gedrungen; jedenfalls ist sein Verhältnis zu den Thessalonichern ein Vorbild geworden für das Zusammenarbeiten von Geistlichem und Gemeinde. C C

Die russische Kirche und ihre Sektirer

1

Bei einem russischen Gericht in der Stadt Odessa kam einmal vor etwa einem Jahrzehnt ein Streit zwischen zwei Bauern zum Austrag, der zu schweren Verletzungen geführt hatte. Die Veranlassung war gewesen, daß der eine von beiden den Herrgott über den heiligen Nikolaus erhoben, der andre

aber gegen diese „Verkleinerung“ seines Schutzpatrons mit d
Faust argumentirt hatte. Das ist ein Stück russischer Religio

Der griechisch-katholische Oberpfarrer in Dorpat äußer
zur Zeit der Massenbekehrungen lutherischer Bauern in Livlan
er sehe gar nicht ein, weshalb die Lutherischen gegen die Rech
gläubigen so übelwollend seien — Luther selbst sei doch Ho
prediger bei der Kaiserin Katharina gewesen. Das ist the
logische Bildung in Rußland.

Kaiser Nikolaus nahm einst in Warschau an einer kirc
lichen Feier teil, bei der er dem amtirenden Priester die Ha
küssen wollte. Ueberwältigt durch die Nähe des irdischen Gott
begriff es der Geistliche nicht oder fand nicht den augenbli
lichen Entschluß, die notwendige Bewegung dem Kaiser gege
über zu machen — da fuhr ihn dieser ungeduldig mit d
Worten an: Die Hand her zum Kuß, du Hund! Das ist e
Zug aus dem kirchlichen Leben der Russen.

Kein Wissender wird meinen, daß in Rußland auf kirchli
religiösem Gebiet nur solche Dinge vorkommen. Die Erkenntn
des innersten Wesens der russischen Kirche zwingt aber n
wendig dazu, dergleichen auch nicht als vereinzelte, vielleic
entstellend verwertete Vorkommnisse anzusehen; vielmehr füh
gewissenhaftes Abwägen und Würdigen aller Umstände zu d
Ueberzeugung, daß die Kirche, die Rußland heute besitzt, sol
Ungeheuerlichkeiten, wie die erwähnten, als Fleisch von ihre
Fleisch und Geist aus ihrem Geiste hervorgehen läßt. Di
Ueberzeugung zu begründen, soll die Aufgabe der folgend
Darstellung sein; dabei wird mit wünschenswerter Klarheit offe
bar werden, daß die russische Kirche nicht etwa nur die nie
rigste Form des Christentums besitzt, sondern mehr als da
die Verkörperung des wider das Christentum streitenden Geistes.

Es ist ein merkwürdiges Ding um die russische Religiosit
sie hat etwas schwer zu Fassendes, noch schwerer an solche,
sie nicht aus Erfahrung kennen, zu Vermittelndes. Ueberbleib
aus den ältesten Zeiten des Christentums, eine gewisse b
barische Naivität des Empfindens, lebloses Formenwesen a
der Zeit der Totenstarre in Byzanz, grauenvolle Verwilderu
des Gefühls gehen neben einander her. Der Russe wird ni
an einem Menschen, der ein Almosen heischt, vorübergehen, o
ihm etwas zu geben, oder wenn er es nicht thut, ihm zuz
rufen: Zürne mir nicht. Wohlthun, Almosengeben ist Christe
pflicht — diese Anschauung ist ihm in Fleisch und Blut üb
gegangen. Der Hartherzige ist ihm eigentlich kein Christ. Die
Zug echten alten Christentums hat etwas Rührendes,
schämendes für den nichtrussischen Beobachter; wie verbla
entartet ist dieselbe Sache bei uns. Aber derselbe Mensch,
hier so empfindet, kommt nach Hause, schlägt sein Kreuz
dem Heiligenbilde oben in der rechten Ecke des Zimmers
hängt dann ein Tuch davor, damit der Heilige nicht sieht,
nun ein bald ins Viehische ausartendes Saufgelage in demsel
Raume beginnt. Am andern Tage geht der Mensch in
Kirche und schlägt fünfzigmal die Stirne auf den Boden
Gotteshauses oder betet zweihundertmal „Herr, erbarme di
herunter; darauf aber geht er hin, schwört vor Gericht als Ze
einen falschen Eid, weil sein Gevatter ihn dazu gestern
Branntwein traktirt hat, und glaubt sich vor dem Richter
der Ausrede rechtfertigen zu können, „daß Gott selbst auch
Bestechung nimmt,“ nämlich soundsoviel Wachskerzen oder Va
unser für irgend welche Sünde. Was soll man dazu sag
Dem Manne selbst kommt in seinem Verhalten gar kein inn
Widerspruch zum Bewußtsein; es wäre auch vergebliche Mi
ihm einen solchen auf die Dauer wirklich klar zu machen.
jene Dinge stehen ihm in der Einheit seines religiösen Emp
dens friedlich mit einander fest.

Dieses ist eine Eigentümlichkeit russischer Religios
Eine andre ist die, daß sie so gut wie die ganze Leben
schauung des Russen, soweit von solcher die Rede sein k
gleichsam eingetaucht erscheint in vollständige Passivität. Es
Flucht vor dem Kampfe ums Dasein, ein fatalistischer St
punkt, der schlechthin alles, ob verschuldet oder unverschu

---

*) Ein starkes Wort. Wir müssen dem Herrn Verfasser
lassen, sein Urteil vor unsern Lesern zu begründen. D

abwendbar oder unabwendbar, abthut mit der Formel: „Es ist Gottes Wille“ — ein Seitenstück zu der sorglosen Fahrlässigkeit dieser Nation, die in dem berühmten Nitschewo! sich verkörpert. Weder auf römischem noch auf protestantischem Boden findet sich eine Grundlage, von wo aus man diese religiöse Seele des russischen Volkes innerlich verstehen könnte; sie kann nur begriffen werden, wenn man bis auf ihre Geburt zurückgeht und ihr Heranwachsen verfolgt. Der Fluch, der von der Christianisirung Rußlands bis heute über seiner Kirche ruht, ist die sittliche Unwirksamkeit der von ihr dem Volke gelehrten Religion. Tschaadájew, einer der tiefsten russischen Geister, vielleicht der einzige wirklich unabhängige Denker Rußlands, hat vor fünfzig Jahren seinem tiefen Schmerze über diese religiöse Inferiorität seines Vaterlandes Ausdruck gegeben, indem er schreibt:

Während inmitten der Kämpfe zwischen den kräftigen nordischen Barbaren und dem hohen Gedanken der Religion das Bauwerk der modernen Zivilisation sich erhob — was thaten wir während dieser Zeit? Als triebe ein schlimmes Geschick uns vor sich her, gingen wir hin, um aus dem elenden, von jenen Völkern tief verachteten Byzanz uns den Moralkodex zu holen, der unsre Erziehung ausmachen sollte.... Die ganze geistige Bewegung jener Zeit strebte darnach, die Einheit der Gedanken der Menschen herbeizuführen, und jeder Anstoß ging aus dem starken Bedürfnis hervor, zu einer Universalidee zu gelangen, wie sie den Charakter der Neuzeit ausmacht. Wir, die wir diesem Prinzip fern standen, wir wurden die Beute der Eroberung. Und als wir vom Joch der Fremdherrschaft befreit waren, hätten wir — wenn anders wir nicht von der allgemeinen Familie getrennt gewesen wären — wir hätten Nutzen ziehen können von den Ideen, die während dessen unter unsern westlichen Brüdern aufgesproßt waren; wir aber verfielen einer noch härtern Knechtschaft, die noch gar geheiligt erschien durch die Thatsache unsrer Befreiung.... Mit der großen Angelegenheit der Welt hatten wir nichts zu schaffen. Die gewaltigen Vorzüge, die die Religion den modernen Völkern verliehen hatte, und die sie, wie eine gesunde Vernunft es erkennen muß, ebenso sehr über die Völker des Altertums erhoben hatte, als diese über dem Niveau der Hottentotten und Lappländer erhoben waren; diese neuen Kräfte, mit denen sich die menschliche Vernunft bereichert hatte; diese Sitten, die durch die Unterordnung unter eine entwaffnete Autorität so milde geworden waren, wie sie anfangs durch Roheit sich ausgezeichnet hatten: von alledem bei uns keine Spur! Ungeachtet des christlichen Namens, den wir trugen, als das Christentum auf dem Wege, den sein göttlicher Gründer ihm vorgezeichnet hatte, majestätisch vorrückte, indem es ganze Generationen in sein Gefolge aufnahm — ungeachtet unsers christlichen Namens rückten wir nicht von der Stelle. Während die ganze Welt gleichsam einen Umbau an sich vollzog, ward bei uns nichts erbaut; wir kauerten nach wie vor in unsern mit Stroh bedeckten Blockhütten. Mit einem Worte, nicht für uns vollzogen sich die neuen Geschicke der Welt. Christen hießen wir, aber nicht für uns reiften die Früchte des Christentums.*)

Kurz und klar spricht Tschaadájew sein Urteil in dem Memoire aus, das er an den damaligen Polizeiminister Grafen Benkendorf richtete:

Und ich erkenne es mit unaussprechlichem Schmerze, daß bei uns die Religion gänzlich unwirksam ist.... Im Geheimsten meines Herzens hege ich den glühenden Wunsch, sie möge sich bei uns beleben.... (Wenn ich eine Bitte aussprechen dürfte)... ja, dann hätte ich unsern erhabnen Herrscher angefleht mit aller Inbrunst einer tiefen Ueberzeugung: er möge seinen Blick herabsenken auf den wahrhaft betrübenden Zustand der Religion in unserm Lande, und er möge es versuchen, an der in seiner Brust lodernden Flamme das in den Herzen seiner Unterthanen erlöschte Feuer wieder anzuzünden.

Wir wollen weder die Frage aufwerfen, was für eine Flamme wohl in der Brust des Kaisers Nikolaus gelodert haben mag, noch ob man gegebnen Falls das bei seinen Unterthanen erloschne Feuer an ihr hätte entzünden können — vielmehr sei nur die Thatsache hervorgehoben, daß einer der besten Geister Rußlands selbst aus sorgendem, aber aufrichtigem Herzen heraus es ausgesprochen hat, was wir als die Schuld der russischen Kirche bezeichnet haben: sie ist sittlich unfruchtbar. Schon vor mehr als sechshundert Jahren ist dasselbe Urteil über sie gefällt worden, als der Lettenpriester Heinrich in seiner Chronik von Livland von ihr schrieb,**) sie sei „eine unfruchtbare Mutter von jeher,“ nicht darauf bedacht, ihren Kindern den wahren Schatz des Christentums zu bringen.

Tschaadájew war ein vornehmer Mann und wurde deshalb bloß von Regierungs wegen für verrückt erklärt, nachdem seine Ansichten über Rußlands Kirche und die ganze Geschichte des Landes durch einen Zufall öffentlich bekannt geworden waren. Freilich war diese offizielle Verrücktheit kein Hindernis dafür, daß ihr angebliches Opfer bis an seinen Tod (er starb 1856) geistiger Mittelpunkt der Moskauer gebildeten Kreise blieb, und heute giebt es gleichfalls russische Männer ersten Ranges, die sich seine Ideen im Prinzip zu eigen gemacht haben, wie z. B. den ehemaligen Professor der geistlichen Akademie zu St. Petersburg, Wladimir Ssolowjów, der übrigens selbstverständlich um seiner wissenschaftlichen und religiösen Ueberzeugung willen büßen mußte, und zwar mit Aufgeben seines Amtes.

Die Unfähigkeit der Kirche, die sittlichen Schäden der Nation bessernd zu beeinflussen, ist von ihren ersten Anfängen an dieselbe gewesen, wie heute, nur daß sie jetzt gegenüber den Ansprüchen Rußlands auf den Rang eines Kulturstaats besonders grell zu Tage tritt. Es giebt auch keinen Unterschied zwischen den verschiednen Ständen und gesellschaftlichen Schichten des Volkes in Bezug auf Verständnislosigkeit gegenüber der Vorstellung, daß „kirchlich“ und „sittlich“ einander bedingen. Beweis dafür ist einerseits die cynische Aufrichtigkeit, mit der man von höchsten Stelle die Kirchlichkeit ohne Religion, allein aus politischen Gründen, für wertvoller erklärt, als echte Religiosität außerhalb der Staatskirche. Wenn eine der ersten Persönlichkeiten im Staate erklären kann, ein „orthodoxer“ Atheist sei ihr lieber als ein überzeugter Katholik, so offenbart das eine so grauenhafte Gesunkenheit des sittlichen Empfindens in der Religion, wie sie ärger nicht gedacht werden kann. Der Mann, der den erwähnten Ausspruch that, war niemand geringeres als der Fürst Tscherkasskij, vor fünfundzwanzig Jahren mit der „vereinigenden“ Thätigkeit in den polnisch-katholischen Teilen des Reiches betraut. Was aber die andre Seite der russischen Nation anbetrifft, die Masse des gewöhnlichen Volkes, so weiß man gar nicht, wo man anfangen soll, um die Thatsache zu illustriren, daß von eigentlichem Christentum in Rußland überhaupt nicht die Rede sein kann, sobald man das Wesen dieser Religion einigermaßen festhalten will.

Es ist bekannt, daß jetzt alljährlich ein Rechenschaftsbericht des Oberprokureurs der heiligsten dirigirenden Synode an den Kaiser erscheint über die kirchliche Lage im Reiche. Einen Hauptteils dieses Berichts nimmt die Sektenfrage ein. Die hier zugestandne Zahl der Sektirer im Reiche betrug lange Zeit hindurch etwa eine Million. Neuerdings giebt der Oberprokureur bei Gelegenheit selbst „ein paar Millionen“ zu.*) Wie steht es aber in Wirklichkeit um die Anzahl der Sektirer? Die Antwort auf diese Frage offenbart ein Kuriosum, wie es wohl nur in Rußland möglich ist. Bereits im Jahre 1863 ist nämlich die Ziffer offiziell auf 10 Prozent der Gesamtbevölkerung Rußlands oder ein Sechstel der zur Staatskirche Gehörigen angegeben worden!**) Diese in einem Moment der Offenheit publizirte Thatsache existirt aber bereits seit lange nicht mehr für das offizielle Rußland, vielmehr behauptet der Oberprokureur unentwegt, daß nur ein geringer Bruchteil der vorhandnen Anzahl von Sektirern existirt, behauptet das in einem an seinen Herrscher gerichteten Rechenschaftsbericht der Welt ins Gesicht, obgleich jedermann, der eine gewisse amtliche russische Publikation aufschlägt, die Angabe des Herrn Pobjedonoszew als eine freche Lüge nachweisen kann. Freilich wird gelogen ad majorem Russiae gloriam, dazu von dem Manne, der als Vertreter des Kaisers die russische Kirche leitet. Also ist das ganz was andres. Die Geschichte und Praxis der russischen Sektirerstatistik sind aber so merkwürdig, daß es lohnt, einige Daten hierüber zur Kenntnis zu bringen, bevor auf die innere Würdigung der Sektenfrage in Rußland eingegangen

*) Pierre Tschaadájew, Oeuvres choisies, publiées pour la première fois par le P. Gagarin de la Compagnie de Jésus. Paris et Leipsic, 1862. Auszugsweise deutsch bei Viktor Frank (F. von Samson-Himmelstjerna), Russische Selbstzeugnisse, Band I, Seite 35 ff. Paderborn, 1889.

**) ... quarum (scil. ecclesiarum) una mater Ruthenica sterilis semper et infecunda, quae non spe regenerationis in fide Jesu Christi, sed spe tributorum et spoliorum terras sibi subjugare conatur. (Heinrici Chronicon Lyvoniae ed. Arndt, XXVII, 4.)

*) Dalton, Die russische Kirche, Seite 62.

**) Statistische Tabellen des Ministeriums des Innern, herausgegeben vom statistischen Zentralkomitee. St. Petersburg, 1863, Seite 235.

wird. Das Material hierfür findet sich in der Abhandlung von P. Meljnikow, Russkij Wjestnik, Jahrgang 1868, Bd. LXXIII. Meljnikow war einer der Kommissare bei der großen Sektirerzählung von 1852, die der Kaiser Nikolaus aus Anlaß des Generalberichts anordnete, den ihm der Graf Perowsky, Minister des Innern, über das Sektirerwesen, den sogenannten Raskol, vorlegte. Die Publikation der damals gemachten Erfahrungen in einem russischen Journal, trotz der überaus merkwürdigen Enthüllungen über manche Dinge, erklärt sich durch die damalige liberale Aera unter Alexander II.

Schon die Entstehungsgeschichte der Sektirerzählung ist merkwürdig. Graf Perowsky berichtet also: zu Anfang der Regierung des Kaisers Nikolaus, 1826, habe es etwas über 800000 Raskolniken gegeben — jetzt, im Jahre 1851, betrage die Zahl 750000 Köpfe. Zugleich ergab sich aber nach dem Bericht, daß während der fünfundzwanzig Jahre eine Million zur Rechtgläubigkeit zurückgekehrt sein sollten. Um diese Ziffern möglich zu machen, hätte der natürliche Bevölkerungszuwachs unter den Sektirern die Norm um das fünffache übersteigen müssen. Der Kaiser bat sich daher eine Erklärung des Wunders aus und erhielt sie: die dreiviertel Millionen beruhten nur(!) auf „offiziellen Daten"; in Wirklichkeit gebe es zwölf mal mehr Sektirer, d. h. also neun Millionen. Daraufhin befahl der Kaiser, ohne Aufsehen eine möglichst genaue Zählung zu veranstalten — eben dieselbe, an der unser Gewährsmann Meljnikow in leitender Stellung beteiligt war.

Die erste Zählung der Raskolniken ließ Peter der Große veranstalten, zu fiskalischen Zwecken: sie sollten doppelt besteuert werden. Diese Maßregel hob Katharina II. im Jahre 1782 auf, und bis 1810 wurden keine Zählungen mehr veranstaltet. Wohl aber blieb von früher her der Unterschied zwischen „angeschriebnen" und „nichtangeschriebnen" Sektirern bestehn, d. h. zwischen solchen, die oder deren Vorfahren während des achtzehnten Jahrhunderts in den offiziellen Listen der Doppelsteuer geführt worden waren, und solchen, die sich der Auflage durch Verheimlichung ihres Sektirertums entzogen hatten. Letztere waren in der Mehrzahl. Allerdings waren sie nur vor dem Geführtwerden in den Listen und den — auch abgesehn von der Steuer — damit verbundnen Quälereien und Nachteilen bewahrt, um ein Objekt für außerordentliche Einnahmen der Geistlichkeit zu bilden. Diese, d. h. die Rechtgläubigen, hatten bei den offiziellen Sektirern nichts zu suchen, von den nichtangeschriebnen dagegen erpreßten die Popen fortwährend Zahlungen, da sie offiziell als Orthodoxe galten. Selbst in der Hauptstadt Moskau kam es dabei zu den ärgsten Gewaltsamkeiten, indem die Popen in die Häuser der Sektirer eindrangen, um die mittlerweile gebornen Kinder festzustellen. Sie waren gewissermaßen zu einem solchen Verfahren gezwungen, denn wenn thatsächlich alle Sektrirer angeschrieben worden wären, wären stellenweise selbst die ordentlichen Einnahmen des orthodoxen Klerus auf Null reduzirt worden, abgesehn davon, daß die rechtlose Lage der Sektirer die Möglichkeit darbot, das dürftige Einkommen der Popen auf außerordentliche Weise zu erhöhen. Dieser Praxis entschloß sich im Jahre 1810 der damalige Polizeiminister Bolaschow entgegenzutreten und ordnete daher eine Neuaufnahme der Sektirer an. Diese waren es wohl zufrieden und strömten in hellen Haufen herzu, um sich anschreiben zu lassen, indem sie es gegenüber den Erpressungen der Geistlichkeit vorzogen, offiziell als Sektirer bekannt zu sein. Der Klerus geriet aber in große Aufregung über die drohende Schmälerung seines ohnehin hungerleiderischen Einkommens; der Bischof von Nowgorod stellte sich an die Spitze der Agitation gegen die neuen Listen; darüber kam das Jahr 1812, und die Sache blieb unvollendet: nur die Bestimmung wurde erlassen, daß alljährlich zum 1. Januar dem Polizeiminister ein Generalbericht über den Stand des Sektenwesens eingereicht werden solle. Damals wurde in rohester Weise die Zahl der Raskolniken annähernd auf 800000 festgestellt, und diese Ziffer ist bis zum Jahre 1852 mit geringen Schwankungen die offizielle geblieben. Keineswegs aber wurden während der vierzig Jahre von 1812 bis 1852 irgendwelche wirkliche Erhebungen gemacht, weil die Behörden es zu genau wußten, daß der Raskol andauernd in reißend schnellem Zunehmen begriffen war, un keiner der Provinzialgouverneure es wagte, für sein Verwaltungs gebiet diese Thatsache einzugestehn. Bei den jährlichen B richten hielt man sich lediglich an die Angabe des Vorjahr und legte das eine mal etwas zu, das andre mal zog ma wieder eine Kleinigkeit ab. Diese statistische Komödie gin ruhig fort, bis wie gesagt der Kaiser auf die Widersprü der Zahlenangaben aufmerksam wurde. P R

Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft

Glaubensbekenntnis eines Naturforschers ... vorgetragen von Ern Häckel (Jena). Bonn, 1892. (Preis 1 Mk. 60 Pfge.)

Von dem alten Büchsel wird folgende Anekdote erzähl In der Konfirmandenstunde unterbrach ein Knabe den Unte richt über die Schöpfung mit dem Einwurf: „Mein Vater sag wir stammen vom Affen ab." Büchsel antwortete: „Kind, i kümmere mich nicht um eure Familienverhältnisse." Ich hab mich gefreut über diesen Scherz, wenn er als Scherz erzäh wurde, aber ich habe es bedauert, wenn er gegen die Darwinsch Hypothese im Ernst gebraucht wurde. Ich bedaure es, wen man versucht, ernstgemeinte und ernstgedachte Erwägungen m billigen Witzen abzuthun, so wie hier, oder wie es Häckel seine seits thut, der dem christlichen Gottesbegriff mit einem Witz b gegnet, einem Witz, den er schon in seiner „Generellen Mor phologie" gemacht hat, von dem er sich aber in seinem En zücken so wenig trennen kann, daß er ihn noch in das Bu vom „Monismus" herübernehmen und dort in einer besonder Anmerkung auskosten muß. Ich meinerseits muß diesem Wi einen Vorzugsplatz am Kopf meiner Besprechung einräumen da Häckel selbst sein Buch damit besser charakterisirt, als i es vermöchte, dem Leser die geistige Stufe zeigend, um die mit dieser Arbeit wirbt:

> Hingegen erniedrigt der „Homotheismus," die anthropomorph Vorstellung von Gott, diesen erhabensten kosmischen Begriff zu eine „gasförmigen Wirbeltier." (S. 33.)

Gemeint ist nicht etwa eine besonders kindische Auffassun Gottes, sondern der Glaube an einen persönlichen Gott über haupt. Ihn beschreibt Häckel als den „Glauben an ein Ind viduum von beschränkt räumlicher Ausdehnung oder gar vo menschlicher Gestalt."

Es giebt zwei Arten des geistigen Kampfes. Die ein fixirt den gegnerischen Standpunkt nach den Ultras; sie nimm die auf Worte und Dogmen Eingeschwornen ernst; sie hält d verständnislosen Mitläufer für Kerntruppen und richtet ihre Kampf darnach ein. Die andre sucht die feindliche Stellun zu erforschen und nach ihren tüchtigsten, gediegensten Vertreter auf ihre Stärke zu schätzen; dann kämpft sie. Jene erstere A zu debattiren ist die der geistigen Klopffechter. Sie ist die A Häckels. Ich sage das ungern, denn ich habe Achtung vor de Naturforscher; aber die Angriffe des geschwätzigen philosophisch theologischen Dilettanten sind um so fader, je öfter er nahe legt, sie „scharfsinnig," „tief," „kühn" und was weiß ich alle zu finden. (Vgl. bes. die auf S. 27 aufgezählten Eigenschafte des Musterforschers Nr. 2—4.)

Ja, wenn er jene Ultras für sich bekämpfen wollte Mancher würde zu stolz dazu sein. Vielleicht auch Häckel; un vielleicht ist auch das der Grund, weshalb er versucht den An schein zu erwecken, daß er die gegnerische Position in ihre Breite bekämpft. So in dem oben angeführten Beispiel, s aber auch überall, wo er sich der christlichen Anschauung gegen über befindet:

> Irrtümlich wird von den zahlreichen Anhängern der persönliche Unsterblichkeit behauptet, daß dieses Dogma eine angeborne und alle vernünftigen Menschen gemeinsame Vorstellung sei, und daß alle vol kommnen Religionen dieselbe lehren. (S. 25.)

„Das ist unrichtig," fährt Häckel fort. Jawohl! nämlic daß die zahlreichen Anhänger der persönlichen Unsterblichkei so etwas behaupten, ist unrichtig! Aber es ist dennoch seh

wichtig, Herr Häckel, daß Sie entdeckt haben, was bei unsern Theologen zum ABC gehört, daß —

weder der Buddhismus, noch die mosaische Religion ursprünglich den Glaubenssatz der persönlichen Unsterblichkeit enthielten, und daß ebensowenig die meisten Gebildeten im klassischen Altertum, insbesondre während der höchsten Blüte Griechenlands daran glaubten.

Vielleicht erschließt sich Ihnen dadurch eine neue Würdigung des Christentums, wenn Sie erwägen, daß der Glaube an persönliche Unsterblichkeit dadurch zu einem Kennzeichen der Originalität des Christentums wird.

Häckel rühmt von sich (S. 7), daß er sich „seit dreißig Jahren . . . . mit jenen naturphilosophischen Problemen sehr eingehend beschäftigt“ habe. Es ist gut, daß er das vorschreibt — aus dem Schriftchen selbst würde man es nicht leicht vermuten.*) Wenn er nun gar auf Grund so eingehender Beschäftigung seine Naturphilosophie als Religion gegen die bestehende ins Treffen führt, so sollte man annehmen dürfen, daß er sich um ein Verständnis der grundlegenden Begriffe dieser Religion bemüht hätte. Das ist aber nicht der Fall bei Häckel. Nicht einmal davon hat er eine Ahnung, daß die Worte, die die Religion gebraucht, in ihrem Gebiete einen andern Sinn und Wert haben als im alltäglichen Sprachgebrauch. Daß wir unter „Glauben“ eben nicht „Meinen“ verstehen, unter „Seele“ nicht den Grundbegriff der wissenschaftlichen Psychologie, unter einem persönlichen Gott nicht „ein Individuum von beschränkter räumlicher Ausdehnung oder gar von menschlicher Gestalt,“ weiß er nicht. Wenn er einwendet, daß die Personifizirung der Sünde im Teufel genau ebensoviel Grund habe, als die des Guten in Gott, so kommt das eben von seiner fast kindlichen Ahnungslosigkeit in Betreff des Glaubensbegriffs her. Aber gerade dem Darwinianer sollte doch einleuchten, daß der Mensch für die Benennung der Gewalten und Wirklichkeiten, die er in einer so spät entstandnen höhern Gefühlsrichtung ergreift, unter dem Zwang der sparsam waltenden Natur steht, daß er nicht flugs neue Worte dafür erfinden kann, sondern sich mit der Umdeutung gegebner Begriffe begnügen muß. So wählte er für seine aus erhabnem Trotz gegen den Naturzusammenhang herausgeborne sittlich-religiöse Ueberzeugung das Wort „Glauben.“ Er nannte die unendliche Macht, die sich ihm in Gemüt und Gewissen tröstend und mahnend bezeugt, mit dem Worte „Gott.“ Er gebrauchte bei ihrer nähern Beschreibung den Ausdruck „Person.“ Er nahm seine Vorstellung — wohlgemerkt nur seine Vorstellung — dieser Macht her von dem höchsten geistigen Wesen, das er kennt, dem Menschen. Er suchte die ganze höhere Wirklichkeit, die er im „Glauben“ ergreift, deutlich zu machen mit dem Wort und der Vorstellung: jenseitige, obere, höhere, zukünftige Welt. Das alles ist eine einfache Naturnotwendigkeit. Natürlich ist es auch nur, daß die Anhänger dieser Religion je und je versucht sind, die Worte und Vorstellungen, die in diesem Zusammenhang gebraucht werden, auf ihren ursprünglichen Sinn zurückzuführen und nun das durch sie Bezeichnete wie sinnliche Wirklichkeit zu behandeln, allerlei mythologische Vorstellungen und Gedankengänge aus ihnen herauszuspüren und die Frömmigkeit nach dem Maß der Unterwürfigkeit gegen sie zu schätzen. Das bleibt bedauerlich, aber es ist begreiflich gerade vom entwicklungstheoretischen Standpunkt aus. Ein Mann, der auf eine so große Masse von Kenntnissen, von Schärfe und Klarheit des Urteils und von Geisteskraft Anspruch erhebt wie Häckel (S. 27), sollte diesen Zusammenhang durchschauen.

Sein Unvermögen dazu ist freilich nur zu erklärlich, wenn man sieht, wie er auf seinem eignen Gebiet ganz ähnlich räsonnirt. Als die Naturwissenschaft anfing, die Erscheinungen der

*) Wer die Schwächen der Arbeit von ihrem eignen Standpunkt aus kritisch beleuchtet haben will, der lese die interessante Schrift von Braasch: Ernst Häckels Monismus. Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung. Erstes Heft. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1894. (Preis 80 Pfge.) Leider hat auch Braasch, soviel ich sehe, keine genügende erkenntnis-theoretische Grundlage. Daher bin ich nicht über den Eindruck hinausgekommen, daß seine Polemik nicht den „Monismus“ selbst entwurzelt, sondern nur die — allerdings sehr mangelhafte — besondre Form, in der er von dem Jenaer Professor vertreten wird.

sinnlichen Natur straffer als früher nach ihrer beobachtbaren Aufeinanderfolge zu ordnen, befand sie sich in derselben Lage, in der wir vorhin den religiösen Menschen sahen. Sie mußte Namen bilden für ihre neuen Anschauungen. Sie nahm von der Art der menschlichen Thätigkeit die Worte „Ursache“ und „Wirkung,“ vom Staatswesen den Begriff des „Gesetzes.“ Je und je kommen nun erkenntnistheoretisch Minderbegabte und stellen sich diese in „Ursache“ und „Wirkung“ beobachteten „Gesetze“ anthropomorph als wirkende „waltende“ Wesenheiten vor, und so kann es dann kommen, daß Häckel von einer „Gottnatur,“ „Weltseele“ und dergleichen Gespenstern spricht, indem er vergißt, daß diese „Naturgesetze“ nichts sind als Konstruktionen des menschlichen Verstandes zur möglichst übersichtlichen Registrirung der sinnlichen Dinge. Die Frage, weshalb in aller Welt diese „Gesetze“ auch unter andern Gesichtspunkten gelten sollen, als unter dem sie entstanden, und zu andern Zwecken, als für die sie geprägt wurden, kommt unserm ahnungslosen Forscher gar nicht.

Ich schlage vor, die Illusion fallen zu lassen, als gäbe es eine „Religion der Wissenschaft“. Bekanntlich hat die christliche Theologie unter hellenischem Einfluß so etwas geträumt. Sie hat diese Behauptung aufgegeben und weiß, daß Religion eine Machtfrage des Gemüts ist. Ein unfreiwilliges Zeugnis für diesen Sachverhalt legt Häckel selbst ab, indem er vier Paare älterer Vertreter seiner „Religion“ aufführt und dazu bemerkt, daß ihr Glaubensbekenntnis „durch die erstaunlichen Fortschritte der Naturerkenntnis in den letzten drei Dezennien eine früher nicht geahnte empirische Begründung erfahren hat.“ (S. 33.)

Nun, eine Religion, die erst nachträglich ihre empirische Begründung erhalten hat, ist eben keine ursprünglich empirisch begründete gewesen.

Aber der Schein ist doch da, daß diese Naturreligion die wissenschaftlich begründete ist: Woher kommt er? Er kommt daher, daß der „Monismus,“ um das Wort zu gebrauchen, die edlern Kräfte des Gemütes unbeachtet läßt, die doch in allen über die erste tierische Stufe vorgeschrittenen Menschen mindestens im Keime vorhanden sind. Statt sie als den Keim der Zukunft und die Quelle der höchsten Wahrheit zu schätzen und zu pflegen, läuft die Naturreligion darauf hinaus, die gefundnen Verstandessätze ästhetisch zu genießen. Genau genommen, ist es der Genuß der Forscherarbeit, der gemeint ist, bei Edlern sogar geradezu die Freude an der sittlichen Anstrengung, die mit der Arbeit verbunden war. Durch eine höchst sinnreiche Verwechslung werden aber die Resultate der Arbeit untergeschoben. Und statt die sittliche Erhebung und die Freude an ihr zur Quelle der Religion zu machen, wie es im Christentum geschieht, werden die zufälligen Ergebnisse, die gefundnen „Gesetze“ angebetet. So pflegt sich ein Schuhmacher über besonders gelungnes Schuhwerk zu freuen, ohne daran zu denken, daß es eigentlich die daran gewandte Arbeit ist, die ihn freut. Aber ein Schuhmacher hat doch noch soviel latentes Bewußtsein dieses Zusammenhanges, daß er sein Schuhwerk darum nicht anbetet, sondern höchstens den, von dem er seine Arbeit gesegnet glaubt. Häckel dagegen betet schnurstracks seine selbstfabrizirten Gesetze an.

Ich weiß wohl, man kann sagen: auch euer christlicher Gott entsteht als ein Werk eurer Arbeit, nämlich eurer sittlichen Erhebung. Gut! aber dann sei man sich darüber klar und stelle die Frage scharf, wie sie ist: Wie wollen wir unsern Gott finden? Durch sittliche Erhebung, oder durch Verallgemeinerung von Verstandessätzen? Oder wer soll unser Gott sein? ein in die Wolken projizirtes Resultat verständiger Ordnung der sinnlichen Erscheinungen, oder die Macht, die wir im Gewissen kennen lernen, und die wir uns nur personhaft vorstellen können?

Daß es dem Darwinschen Grundprinzip sehr angemessen sei, die immerhin niedrigste, jedenfalls zeitlich zuerst sich entwickelnde und daher freilich am vollkommensten entwickelte Kraft des Geistes, den Verstand, als letzte Erkenntnisquelle zu feiern und die im einzelnen Menschen sowohl als in der Menschheit viel später auftretenden, darum freilich auch am wenigsten sicher ausgebildeten Kräfte des Gemütes lächerlich zu machen, das kann ich meinerseits nicht finden. Finden kann ich deshalb auch nicht, daß einer Darwinschen Anordnung des Naturzusammenhangs, der auch ich huldige, einzig die geschilderte Naturreligion

entspricht und nicht vielmehr die „positive“ christliche Religion, die ihre Offenbarungen in der Vorwärtsentwicklung des menschlichen Gemütes findet.

Wie ist es also mit der von Häckel so gefeierten empirischen Begründung seiner Naturreligion?

Es giebt keine, und es kann keine geben.

Die Sache liegt vielmehr so:

Die christliche Weltanschauung zwang die Wissenschaft, ihr „Beweise“ zu liefern. Das war in einer Zeit, wo die Geister völlig auf die vom Christentum gestellten Probleme gerichtet waren. Heute in andrer Zeitrichtung erzwingt die Naturreligion solche „Beweise“ und spielt sie gegen das Christentum aus. Heute mir, morgen dir. Das ist nun so der Lauf der Welt, von dem stets nur wenige frei waren.

Von hier aus gewinnen wir eine pikante Beleuchtung des Satzes, in dem Häckel seinen Ruhm also feiert:

> Sie (Häckels „vernünftige Weltanschauung“) wohnt im Innersten von fast allen unbefangnen und denkenden Naturforschern, wenn auch nur wenige den Mut oder das Bedürfnis haben, sie offen zu bekennen.

Eigentümlich! — wenn es wahr ist. Weshalb gerade alle Naturforscher? Es ist eben die Geschichte von dem Schuhmacher! Herr Häckel meint, daß alle Kollegen von der Naturwissenschaft seine Verwechslung mit derselben Naivität vollziehen. Uebrigens geht dieser Mann mit Tadel und Lob so unbefangen um, daß es ihm vielleicht gar nicht schwer werden wird, seine Behauptung mit dem Schein der Beweisbarkeit zu schmücken. Er spricht eben allen, die nicht so denken wie er, die Unbefangenheit oder doch den Wert ab. Und wie leutselig er den Titel eines „Monisten“ verleiht, ermesse man aus folgenden vier Paaren großer Männer, die er als Eideshelfer seiner Anschauung anführt, indem er sein „eignes pantheistisches Glaubensbekenntnis demjenigen dieser hervorragenden freien Geister anschließt“: Spinoza und Goethe, dazu „zwei der größten Dichter und Menschenkenner: Shakespeare und Lessing, zwei der größten deutschen Fürsten: Friedrich II. von Hohenstaufen und Friedrich II. von Hohenzollern, zwei der größten Naturforscher: Laplace und Darwin.“ An diese also schließt Häckel sich an, um aus dem Schlunde der Zukunft den Mann heraufzubeschwören, der würdig wäre, mit ihm die fünfte Syzygie zu bilden. Er müßte freilich so viel Mut besitzen, wie der, der bereit ist, sich mit ihm in eine solche Reihe zu stellen, derselbe, der auch wie wenige unter vielen den Mut hat, seine Meinung zu sagen, und das als wohlsituirter Professor der Naturwissenschaft in Jena bei Weimar, worüber man S. 36 vergleichen wolle.

Es ließe sich noch eine ganze Reihe jener Fragen hier verhandeln, die auf dem Grenzgebiet von Religion und Wissenschaft entstehn. Indessen wird man solche Betrachtungen besser an andre mit mehr Besonnenheit, Sachkenntnis und Sachverständnis geschriebne Bücher anknüpfen, z. B. an das in seiner Art hochbedeutende Buch von Natorp.*) Ueber diese Probleme mit Häckel sich auseinanderzusetzen halte ich bei seiner fanatischen Ablehnung jedes Verständnisses andrer als seiner eignen Gedankenkreise für ganz aussichtslos. Was einen aber reizen könnte im Hinblick auf ihn sich noch weiter mit jenen Fragen zu beschäftigen, ist dies, daß wir in diesem Manne eins der ausgewachsensten Exemplare jener Gattung von Leuten vor uns haben, die mit den Ohren riechen und mit der Nase sehen wollen. Diese Leute, die es nebenbei gesagt in allen Lagern giebt, können eben nicht begreifen, daß der Geist des Menschen ein ebenso oder noch mehr komplizirter Organismus ist als der Leib. Es ist ja wahr, daß der menschliche Körper während des Fortschreitens nur durch die Füße festen Boden unter sich hat; daß deshalb die Arbeit der Füße die allein wertvolle ist und die einzig berechtigte, kann ich nicht einsehn. Kinder machen gern einmal das Kunststück, auf den Händen zu gehen, wenn sie geschickt genug dazu sind; aber lange fortsetzen kann es keiner. Und es giebt Menschen, die mit der Religion oder einem Religionsbuch in der Hand alle Fragen der Wissenschaft lösen wollen. — Krüppel ohne Hände giebt es, die mit den Füßen die Arbeit der Hände zu thun suchen. Und manche sollen es darin weit gebracht haben. Aber Krüppel bleiben sie deshalb doch; wer Hände hat, wird sich hüten, es ihnen nachzuthun, es sei denn, er wollte sich damit produziren. Und es giebt Leute, die so „geistesstark“ sind, daß sie mit dem Verstand die Arbeit des Gemüts verrichten mögen. Habeant sibi — wenn sie sich dabei wohlfühlen. „Des Menschen Geist eine Einheit“ ist die Parole bei Spekulanten und Materialisten. Also meinen sie, müsse der Mensch mit der Logik Gott erfassen können und nächstens wohl gar Musik mit der Tonleiter genießen. Aber die Einheit ist nur der Geist, der mit dem Verstande die sinnliche Welt sich ordnet, mit Gemüt und Willen der Welt und sich in ihr Ziele setzt, in der ästhetischen Betrachtung sie genießt u. s. f. Jenes andre sind Kunststücke oder je nachdem auch Kunstwerke und als solche vielleicht höchst belustigend oder je nachdem erhebend und erschütternd. Als solche! wie ich denn gern bekenne, daß es für mich eine Art Erlösung war, als ich zum erstenmale merkte, daß ich jene gewaltigen Systeme eines Spinoza oder eines Schopenhauer, die mich vorher gequält hatten, mit reinster Freude bewundern könne, sobald ich mir klar machte, daß sie nicht Lösungen der letzten Fragen des Gemüts bedeuten, sondern Kompositionen von Gedanken, wie etwa ein Böcklinscher Farbentraum oder ein Beethovensches Tongemälde als Kompositionen von Farben und Tönen entzücken.

Unter diesem Gesichtspunkt habe ich die Häckelsche Schrift als Humoreske mit herzlicher Heiterkeit genossen, besonders auch seine Dreiteilung des „Monismus“ in eine monistische Religion, eine monistische Ethik und eine monistische Aesthetik, wobei als monistische Ethik (S. 28 ff.) mit unbedeutenden Einschränkungen die christliche übernommen wird, während über die monistische Aesthetik außer einigen ganz allgemeinen Phrasen (S. 34 f.) gar nichts verlautet als das Wort. In dieser Beziehung wirkt das Buch wie eine halbbemalte Leinwand, mit der pompösen Unterschrift „Kolossalgemälde von Ernst Häckel. Strandansicht mit Burg und Schiffen.“ Der Strand und besonders das Wasser sind da, die Schiffe aus einem fremden Bild geschnitten und aufgeklebt, statt der Burg aber nichts als ein unbemalter Fleck und das Versprechen in Goldlettern auf dem Titel des Bildes. Oder sollte der leere Fleck doch bemalt sein? Die Zuhörer seines Vortrags haben in stummer Andacht gestanden, seiner Darstellung nach. Dann hat die Glut ihrer Begeisterung eine Geheimtinte hervortreten lassen, die mir verborgen geblieben ist.

Indessen ich schließe ab; denn ich empfinde es, wie gesagt, nicht gerade als eine sehr ehrenvolle Aufgabe, Ultras abzuschlachten, wenngleich es zuzeiten nützlich sein mag.

Bonus

*) P. Natorp, Religion innerhalb der Grenzen der Humanität. Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik. Freiburg i. B. und Leipzig, 1894. Auch für Gegner höchst lesenswert! (Vgl. die Anzeige in Nr. 30, Sp. 715. D H)

Das Leben Jesu in der Schule

Das Leben Jesu. Seine unterrichtliche Behandlung in der Volksschuloberklasse und in der Fortbildungsschule. Ein dringlicher Reformvorschlag. Von S. Bang, Schuldirektor in Schneeberg. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1893. 1,20 Mk.

Wer sich in der einschlägigen Litteratur auch nur flüchtig umgesehen hat, weiß, daß sowohl in der wissenschaftlichen Theologie wie in der Methodik des Religionsunterrichtes das Bestreben obwaltet, den Glauben unter dem Eindruck der Person Jesu wachsen zu lassen und nicht fürder in dogmatischer Form mitzuteilen. Diese gleichlaufenden Bestrebungen müssen einem innern Bedürfnis entspringen, da sie zumeist von einander unabhängig, wenigstens nicht bewußt von einander beeinflußt sind. Zur Förderung dieser Bestrebungen auf dem Gebiete der Methodik soll auch die angezeigte Schrift dienen. Sie ist aus einem Konferenzvortrage erwachsen, der in den zunächst beteiligten Kreisen lebhaften Wiederhall gefunden hat, und ist auch außerhalb der Fachkreise lesenswert. Allerdings, die treibenden Grundgedanken hat G. v. Rohden in seiner Schrift „Ein Wort zur Katechismusfrage“ (Gotha, Thienemann) schon klarer und

überzeugender dargelegt. Merkwürdigerweise scheint diese Schrift dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein. Das Eigenartige an der Bangschen Schrift besteht aber darin, daß er für die Oberstufe der Volksschule eine zusammenhängende Darstellung des Lebens Jesu an Stelle des bisherigen biblischen Geschichtsunterrichts fordert und auch einen ausführlichen Plan einer solchen Darstellung bietet. Daneben soll der Katechismusunterricht eine besondre Stelle behalten. Und insofern ist der Verfasser deutlicher als v. Rohden, dessen Forderung, eine einheitliche biblische Geschichte im Zusammenhang mit dem Katechismus zu geben, mir wenigstens nicht klar geworden ist. Den Versuchen um eine pragmatische Darstellung des Lebens Jesu stehen nun viele mit großem Mißtrauen gegenüber, und in der That geht es dabei infolge der Eigenart der Quellen ohne viel Künstelei nicht ab: aber die ungläubigen Darstellungen der Art, namentlich die für das Volk berechneten, werden doch vielleicht mit Notwendigkeit dazu führen, daß ihnen gläubige entgegengesetzt werden, wie wir denn schon mehrere Versuche dieser Art zu verzeichnen haben. Ist dem aber so, dann wird das Leben Jesu sich auch im Unterricht eine Stelle erobern. Dazu hat der Verfasser einen gleich im Anfang erfolgreichen Anlauf genommen, denn in den ihm unterstellten Schulen wird der Unterricht nach seinen Vorschlägen bereits erteilt. Zu einer eingehenden Besprechung der Schrift ist hier nicht der Ort; ich möchte aber zwei Gedanken wenigstens andeuten.

Will man den ganzen Stoff der evangelischen Geschichte in diesem Leben Jesu verarbeiten, so müssen viele Stücke mehr oder weniger willkürlich eingegliedert werden. Dies wird aber eine große Verschiedenheit der Darstellungen geben; und es fragt sich doch, ob ein Unterrichtsgegenstand, über dessen Inhalt die Ansichten noch so weit auseinandergehen, in die Volksschule gehört. Man vergleiche einmal, wie Bang und wie Beyschlag den Zeitraum von Jesu Taufe bis zu dem Höhepunkt seines Wirkens in Galiläa darstellen. Wer da Beyschlags Darstellung für überzeugender hält, und das wird wohl vielen so gehen, dem muß es ganz unmöglich oder wenigstens sehr schwer sein, nach Bangs Plan zu unterrichten. Es ist hier doch anders wie bei dem übrigen Geschichtsunterricht; denn einerseits hat jeder Lehrer hier die Quellen selbst zur Hand, andrerseits ist das Interesse an der objektiven Richtigkeit der Darstellung viel gesteigerter, weil es religiös und nicht bloß wissenschaftlich geartet ist. Es würde also möglicherweise zu dem Drucke des Dogmas, unter dem schon heute viele Lehrer seufzen, noch der Druck der Geschichtskonstruktion kommen; und infolge dessen könnte die Gleichgiltigkeit gegen den Glauben eine völlige werden. Auch die Schüler, die etwa den Lehrer oder die Schule wechseln, würden mit in diese Entwicklung hineingezogen werden. Weil ferner die Eingliederung vieler Stücke des Lebens Jesu mehr oder minder willkürlich bleibt, wird es für die Schüler schwer werden, sich die Reihenfolge zu merken. Es würde demnach die Anforderung an das Gedächtnis über Gebühr gesteigert werden. Aus diesen Gründen möchte ich doch ernstlich zur Erwägung stellen, ob der Versuch, eine pragmatische Geschichte des Lebens Jesu in die Volksschule zu bringen, nicht verfrüht oder überhaupt ganz irreführend sei. Zweckmäßiger scheint mir der Weg zu sein, den Rohde in seiner „Christenlehre" (Leipzig, Friedrich Fleischer) eingeschlagen hat. Dieser giebt erst eine kurze Uebersicht über den Gang des Lebens Jesu und dann in Gruppen die Hauptzüge des Bildes Jesu. Der Versuch ist ja durchaus noch nicht völlig gelungen, aber er eröffnet die Aussicht auf ein erreichbares Ziel. Es wäre nur zu wünschen, daß der Gang des Lebens Jesu etwas reicher ausgeführt würde, als Rohde es gethan hat, und daß namentlich die Geschichten, die sich ungesucht und ungekünstelt als Knotenpunkte in der Entwicklung dieses Lebens geben, eingegliedert würden. Das Charakterbild Jesu aber würde sich nicht darauf beschränken dürfen, die religiös-sittlichen Tugenden Jesu an einer Reihe von Beispielen aufzuzeigen, wie Rohde es thut; sondern es müßten auch Situationen und Konflikte aus dem Leben Jesu zur Darstellung kommen, z. B. Jesus und seine Familie, Ein Tag in Kapernaum, Wunderthat und Zeichenforderung, Alte Schläuche und neuer Wein, Wie Jesus in der Natur zu lesen wußte,

Jesus und die Arbeit u. s. w. Auf diese Weise würde den Kindern ein reiches und fesselndes Lebensbild Jesu vor die Seele gemalt, die Person Jesu würde vor ihnen lebendig werden; und wenn dabei die entsprechenden Schlaglichter auf die Gegenwart fielen, so würden sich die Kinder dem Eindruck nicht entziehen können, daß dieser Jesus auch heute noch eine Entscheidung für oder wider ihn beanspruche.

Dies führt mich auf den zweiten Gedanken, den ich noch kurz andeuten wollte. Der Verfasser meint, durch eine pragmatische Geschichte des Lebens Jesu könnte die Jugend und damit das Volk für den Glauben wieder gewonnen werden. Er wird das an dem Interesse abnehmen, das seine Schüler diesem Unterrichtsgegenstande entgegen bringen. Nun ist ja nach allen Regeln der Psychologie das Interesse die notwendige Voraussetzung für die Aufnahme; was den Menschen gleichgiltig läßt, kann auch nicht zu einer Macht über sein Leben werden. Aber ein bloß intellektuelles Interesse führt doch noch nicht in Gemüt und Willen hinein. Und ich möchte vermuten, daß eine solche Darstellung des Lebens Jesu bei vielen lediglich ein intellektuelles Interesse hervorruft, nur interessant ist. Namentlich im Anfang, wo der Stoff für Lehrer und Kinder noch etwas Neues ist, mag dies Interesse sehr gespannt sein. Aber sowohl für die Schriftgelehrten und Obersten des Volkes wie für das Volk selbst ist Jesus ohne Zweifel ebenfalls eine äußerst interessante Persönlichkeit gewesen, und sie haben doch nicht an ihn geglaubt. Es kommt niemand zu Jesus, wenn ihn nicht der Vater zieht; und nur wem ein sittliches Streben eingepflanzt ist, erkennt Christi Wort als Gottes Wort. Schließlich muß das persönliche Vorbild der Eltern und Lehrer doch das Beste oder Alles thun, und zur Weckung des Glaubens thun Methoden im Grunde sehr wenig. Damit soll der Wert einer guten Methode durchaus nicht herabgesetzt, aber doch wesentlich auf das intellektuelle Gebiet eingeschränkt werden. Für das wirkliche Glaubensleben bleibt aller Methodismus immer ein zweifelhaftes und auch bedenkliches Mittel. Ueberhaupt aber nimmt der Glaube heutigentags nicht deshalb so ab, weil den Leuten eine pragmatische Darstellung des Lebens Jesu fehlte. Ein wirkliches Hindernis des Glaubens liegt vielmehr darin, daß infolge der naturwissenschaftlichen Forschungen das Weltbild heute ein andres geworden ist, als jenes war, in dem der Glaube auf uns gekommen ist. Die Spannung zwischen dem freien Wirken Gottes und dem gesetzmäßigen Geschehen in der Natur ist bis in die schlichtesten Kreise zum Bewußtsein gekommen. Auch in einer kirchlichen Landbevölkerung kann man jetzt die Rede nicht selten hören, daß alles Natur sei. Hier liegt wirklich eine Schwierigkeit des Glaubens, die weder zur Zeit Jesu noch zur Zeit Luthers vorhanden gewesen ist. Mit dem Weltsinn hat die Religion stets im Kampfe gelegen und wird sie stets im Kampfe liegen; aber die W e l t a n s c h a u u n g ist in den Zeiten religiöser Spannung niemals zwischen den Propheten und ihrem Volke streitig gewesen. Deshalb liegt die Hauptaufgabe für die Theologie sowohl wie für die religiöse Volksunterweisung heutigentags im ersten Artikel und erst mittelbar im zweiten. Denn der Anstoß an dem, was einmal geschehen sein soll, wird selten so stark sein, wie der Anstoß an dem, was täglich geschieht. Sind einem Menschen erst einmal für die Gesetzmäßigkeit des natürlichen Geschehens und für die Kongruenz von Ursache und Wirkung die Augen aufgegangen, so mag er sie noch so krampfhaft schließen, das neue Bild wird er doch nicht wieder los. Gelingt es uns nicht, den christlichen Glauben mit der modernen Weltanschauung befriedigend auseinanderzusetzen, dann steht zu befürchten, daß auch alle pragmatische Darstellung des Lebens Jesu und alle Methodik des Religionsunterrichtes, ja selbst das Vorbild gottinniger Persönlichkeiten die Vormacht des Glaubens im Volksleben nicht mehr aufrecht erhalten werde; und denen, die dann noch gegen die herrschende Weltanschauung an ihrem Glauben festhalten, wird vielleicht nichts andres übrig bleiben als sich mehr und mehr auf die Hoffnung und Erwartung des Endes zurückzuziehen. G u s t a v H a b e r m a n n

---

Malombra

Roman in drei Bänden von A. Fogazzaro. Kollektion Spemann

„Wem du entsagest, das bleibt dein," dieses Wort Otto Ludwigs möchte ich über das Kunstwerk als Motto setzen. Nicht als ob Fogazzaro kein Glück kennte, so grausam ist sein Gott nicht, er ist grausamer: das Glück zeigt sich in strahlendem Glanz, in nie geahnter Herrlichkeit, aber wenn du darnach greifst, dann verschwindet seine leuchtende Glorie, wie eine Fata Morgana; es wird Nacht um dich, und dir bleibt nichts als jener Trost, den Grillparzer mit den ähnlichen Worten ausdrückt: „Und kein Genuß, als den du dir versagt."

Der Titel des Romans, einen Familiennamen bezeichnend, ist sehr vieldeutig. Er geht auf das Leben des einsamen Grafen auf dem italienischen Schlosse am schwarzen See, er geht auf seine Nichte Marina, er deutet hin auf ihr schreckliches Geheimnis, dessen Entdeckung den Keim ihrer geistigen Zerrüttung in sich birgt; er umfaßt auch Silla, den einsamen, traurigen und doch so stolzen Mann, Steinegge, den Verwalter, und seine Tochter Edith. Den ganzen Verlauf des Romans hier anzugeben, hat keinen Zweck, es könnte der Dichtung höchstens schaden, wenn ungeschickte Hände an ihren feingeschlungnen Fäden zerren. Dieser Aufsatz möchte nur die innern Beziehungen, die zwischen den Hauptpersonen bestehen, aufzudecken versuchen; sie bieten den reichsten Gegenstand zur Reflexion.

Silla gehört zu den Unverstandnen; früh war der Vater gestorben, bald verlor er auch die schwärmerisch verehrte Mutter. Seine erste Liebe war getäuscht worden; andre Beziehungen zur Welt hatte er nicht; oft machte er den Versuch, mit andern zu verkehren, immer stießen sie ihn ab, und verletzt zog er sich in sich selbst zurück. Nun lebt er allein in seiner Welt und für sein Ideal:

> Man gab mir ein glühend Herz und nicht die Macht, noch die Kunst, mich beliebt zu machen; einen ruhmsüchtigen Geist, und nicht die Macht noch die Kunst, mir den Ruhm zu erwerben (I 182). In den Menschen finde ich nur Gleichgiltigkeit, in dem Glück nur Enttäuschungen (II 184).

Aber seine Jugendkraft hilft ihm wieder auf:

> Ich habe die Kraft in mir, jedweder Täuschung, jedweder Bitterkeit zu widerstehen. . . . Ich werde davon Gebrauch machen, werde mit dem Leben, mit meinem eignen Ich, mit der schrecklichen Entmutigung, die mich hie und da überfällt, kämpfen (I 183).

Und was war sein Ideal? In einen Satz läßt es sich zusammenfassen: er glaubt, „daß man dem Geschicke standhalten und es bezwingen könne" (I 139). Diesen Gedanken wollte er zur Geltung bringen, bei sich und andern in der That umsetzen; „er hegt den thörichten Glauben, daß es ihm einst gelingen werde, durch seinen Geist die Menge zu beherrschen" (II 198). Er schreibt sein Buch „Ein Traum" und illustrirt in einer einfachen, etwas phantastischen Erzählung die Durchführbarkeit seiner Gedanken. Man möchte fast fragen, warum er das Buch geschrieben habe. So hochfliegend auch sein Idealismus war, so wenig er mit den Thatsachen zu rechnen wußte, so deutlich sah Silla doch auch voraus, daß sein Buch so wirkungslos bleiben würde, „wie ein Stein, den man in den Brunnen wirft." Aber er setzte sich noch einer andern Gefahr aus. Wie nahe lag es, daß man ihn nicht verstand, wie mancher würde sich verpflichtet fühlen, ihm ein paar schmeichelhafte Worte über sein Buch zu sagen: alles das mußte einen so krankhaft fein empfindenden Menschen verletzen. Er wagte es mit dem Mut, der ihn nie dauernd verließ, mit der Begeisterung, die wie ein Funke unter der Asche der Einsamkeit und Mutlosigkeit glühte. — Ein Brief war die ganze Wirkung, anonym und von Damenhand. Der Stil gefiel Silla nicht, er war ihm zu „funkelnd," zu geistreich; aber die Fragen der Schreiberin, die gelegentlichen Andeutungen schienen ihm auf ein verwandtes Herz zu deuten. Er antwortete ausführlich, gewissenhaft und mit einer „thörichten Wärme." Er hoffte auf die Verwirklichung eines schönern Traumes, als sein Buch ihn darstellte, auf das Glück geistigen Austauschs und gegenseitigen Verstandenseins im Vollsinn des Wortes. Die Antwort kam, voll spöttischer Ausfälle und neugieriger Fragen, in scherzhaftem Tone. Wieder eine Erwartung getäuscht, ein

neues Aufjubeln erstickt. Aber sein Traum sollte noch lang nicht ausgeträumt sein! Das eben ist das Tragische des Roman daß die kaum geknickte Hoffnung von neuem wieder auflebt, de kaum begrabne Wunsch sich wieder regt, um von neuem ertöt zu werden.

Silla folgt nun der Einladung eines Unbekannten a dessen Schloß. Der alte Graf, der ihn geladen hatte, gieb sich als Freund von Sillas Mutter zu erkennen; um ihretwille beruft er den Sohn und giebt dem Mittellosen eine Stellun an seiner Bibliothek. — Aber wer ist Marina, die Nichte de Grafen, vor der das ganze Haus sich fürchtet, aus deren Zimme fenster spät abends ein wundervolles Spiel herüberklingt bis a das andre Ufer des schwarzen Sees, die manchmal in tiefe Nacht mit leisem Ruderschlag in schnellem Nachen wie ein Gei auf dem mondbeglänzten See fährt? — es ist jene Brief schreiberin. Bald weiß Silla, wer das stolze Mädchen ist, da bei den Mahlzeiten erscheint und ihn kaum eines Blickes würdig Marina merkt nur, daß sie es mit einem stolzen Geist zu thu hat, der sich nichts vergiebt und keinen Flecken auf seiner Ehr duldet. Ein Zufall führt sie allein zusammen; Marina möcht gern in ihn hineinschauen, aber ihr Hochmut verbietet es, i einem andern als herablassenden Tone mit dem Fremden z sprechen. So kommt es zu einem heftigen Wortwechsel: de Stolz des Adels und der geistigen Begabung steht dem Stolz der Armut und des Charakters gegenüber; fast fühlt Marin sich besiegt, aber dieses Gefühl reizt sie zum Zorn. — Einig Zeit später kommt in größerer Gesellschaft die Rede auf ein Ahnfrau des Hauses, von deren grausamer Behandlung un furchtbarem Tode man sich schreckliche Dinge erzählt. Marin weiß schon lange von dem Geschick jener Cäcilia; sie fand di Blätter, die von den Leiden der Wahnsinnigen schauerliche Kund gaben, und war dadurch in eine Aufregung versetzt worden, di in ihrem Innern fortwühlte. Silla spricht von jener Toten die ihrem Manne untreu gewesen sein soll. In seinem schwär merischen Idealismus preist er die „schöne Zeit," in der di Männer die verräterische Frau nicht verjagten, sondern mit ih zusammen in der Einsamkeit die Schuld büßten. „Aber we trug die Schuld? fährt er fort, wer war jene Frau?" Glühen vor Aufregung hatte Marina zugehört, wie der Fremde i solcher Weise von ihrem Geheimnis redete. „Und Sie, ruft si vor der ganzen Versammlung, wer sind denn Sie? Wer kan uns Ihren Namen sagen? Wer verrät ihn?"

Silla ist wie vernichtet; den Namen seiner Mutter hat ma beschimpft, die „sanft und rein war wie eine Heilige." E kennt nur einen Ausweg: fort aus jenem Hause. Noch in de Nacht verläßt er das Schloß. Im Dunkel verirrt er sich, e trifft am See auf Marina, deren Nachen mit den stürmische Wellen des Sees kämpft. Wenig Worte werden gewechselt. E sagt ihr, warum er das Schloß verläßt, er ruft sie zum Ab schied mit einem Namen, der sie bis ins Innerste erschüttert „Cäcilia." Mit diesem Namen hatte Marina ihre Briefe a den Verfasser von „Ein Traum" unterzeichnet, den sie nun vo sich sah, den sie in ihren Briefen und nun in ihren Worten s schwer verletzt hat; es war der Name, mit dessen Trägeri und deren Geschick sie sich manchmal in einem Anflug von Wahnsinn identifizirte. Als sie zur Besinnung kommt, ihn zurückrufen will — ist es zu spät! — Silla hat keine Ahnung, welch Wirkung sein letztes Wort hinterlassen; er glaubt nicht, daß da ganze bisherige Verhalten Marinas ihm gegenüber eine Art aufkeimende Liebe war, die sie zu stolz und auch wieder zu scheu war, zu äußern. Sie hatte Silla mit jener Aeußerung nich verletzen wollen; nur die furchtbare Aufregung, die nie ausblieb wenn von der Ahnfrau des Hauses die Rede war, hatte ih jene Worte in den Mund gelegt. — Silla kehrt nach Mailand zurück. Er „tauchte in seinen Büchern unter, wie in kaltem Wasser, oder schrieb über ideale Dinge, bei denen sein Denken sich erhob und ausruhte; so siegte er."

Das einsame Schloß des Grafen Ormengo belebte sich: ferne Verwandte kamen zu Besuch, aber nicht um die Stille zu genießen; nur die Selbstsucht hatte Gräfin Foska und ihren Sohn Nepo hergeführt. Ormengo war dem Plan einer Vermählung seiner Nichte mit Nepo auch nicht abgeneigt, er ver-

stand sich mit Marina nicht, ihr Wesen hatte ihm etwas Unheimliches; ihre Herrschsucht mochte er nicht ertragen, in ihre Eigenheiten sich nicht fügen. Und wie mußte Marina, als ihr ebenso langweiliger als eingebildeter Neffe sie umschwärmte, den Abstand zwischen ihm und dem kaum geschiednen Silla fühlen! Lange schwankte sie hin und her. Was bot ihr das einsame Leben auf dem Schlosse des Oheims? Was waren für Aussichten, daß sie auf andre als die sich bietende Weise von dort fortkäme? Ein Leben in Mailand bot ihr so vieles, was brauchte sie sich dabei um diesen Nepo zu kümmern? Sie war zu herrschen gewohnt, wehe dem, der ihr in den Weg trat. „Sie irrten sich, ich liebe Sie nicht, spricht sie zu dem Verzückten, der liebedurstig und lüstern seine Arme ausbreitet, aber dennoch nehme ich Sie an.“ Wie schwer ihr der Entschluß ward, sehen wir an der furchtbaren Aufregung, die sie von dieser Stunde an nicht mehr verläßt.

2

Es ist Zeit, daß wir den Blick auf ein andres Paar richten, das uns durch das ganze Buch begleitet, es sind Ormengos Sekretär Steinegge und seine Tochter Edith. Steinegge ist kein herzloser Mensch, aber ebensowenig kennt er auch tiefe Empfindung. Aus seiner deutschen Heimat vertrieb ihn die Revolution von 1848, von seinen Verwandten wurde er geächtet; so kam er nach langer Wanderung nach Italien und fand dort sein Brot. Er lebt ganz der Gegenwart, vergißt die Ungerechtigkeit, die man ihm zugefügt, und die Wunden, die ihm das Leben schlug. Eine Stelle charakterisirt ihn ausgezeichnet. Als es ihm bei einem Spaziergange mit dem damals noch auf dem Schlosse weilenden Silla nicht gelingen will, dessen trübe Gedanken zu verscheuchen, da „blieb er plötzlich stehen, zündete sich eine Cigarre an, blies große Rauchwolken in die Luft und klopfte seinem Begleiter auf die Schulter, indem er ex abrupto hinzusetzte: Heute sind es zwölf Jahre, daß meine Frau gestorben ist.“

Damit steht durchaus nicht im Gegensatz die aufrichtige, ich möchte sagen begeisterte Teilnahme, die ihm Sillas Schmähung durch Marina einflößt. Aber dabei fühlt er doch, daß er dessen Schmerz nicht zu fassen vermag, daß er nicht im tiefsten Sinne Sillas Freund sein kann. Ein solcher Gedanke dünkt ihm unbescheiden; als ihn Silla zum Abschied umarmt, da weiß er nichts andres zu sagen als ein verlegen-abwehrendes „Oh.“

Mit der geschwätzigen Gräfin Foska und ihrem vielversprechenden Sohne war noch ein andrer Geist in das Haus eingezogen, ein bleiches, stilles, deutsches Mädchen. Aus weiter Ferne kam Steinegges Tochter zu ihrem Vater. Als kleines Kind hatte er sie in Deutschland zurücklassen müssen, nun war sie erwachsen und eilt zu ihrem Vater. Er war nicht die Idealgestalt, die ihr immer vorgeschwebt hatte, er war nicht der geachtete Mann, dem andre dienten, wie sie geglaubt. Wie verletzte sie es, als man ihn beiseite stieß, sich über ihn belustigte oder ihn ignorirte. — Aber auch Steinegge konnte sich nicht so schnell in seine Edith finden. Was hatte sie inzwischen nicht alles erlernt, wie war sie ihm geistig überlegen, wieviel Erfahrungen hatte sie in ihrem kurzen Leben schon gemacht, wie ruhig und sicher trat sie auf, wie rein war ihr Herz! Das alles machte den Vater nicht nur glücklich und stolz, er empfand jenen Abstand auch als Schranke. Noch ein Neues trat hinzu: keine Gelegenheit hatte unser Steinegge sich entgehen lassen, wo er nicht auf die „Pfaffen“ schimpfte, und in der Abneigung gegen diese warf er fast unbewußt sein ganzes Christentum über Bord. Und nun sah er, wie seine Edith ein Leben im Ewigen führte, wie sie einen Verkehr mit Gott pflegte, wie der Vater mit seinem Kind. Lassen wir den Dichter an einer Stelle selbst jenen Gegensatz zwischen Vater und Tochter schildern:

> Auf den Fußspitzen stieg er die Treppe hinauf und drückte leise die Thür auf, die zum Gemach seiner Tochter führte. Sie stand am geöffneten Fenster. Steinegge blieb stehen, der Atem stockte in seiner Brust. Sie betete! War er eifersüchtig auf den Unsichtbaren, zu dem seine Tochter ihre Gedanken erhoben? Er selbst war sich über seine Gefühle nicht klar. Er fühlte eine Kälte, einen Schatten, der sich zwischen ihn und Edith drängte. In seinem Innern hatte er nie Gott von den Pfaffen zu unterscheiden gewußt. . . . Oft hatte er mit Schmerz daran gedacht, daß sie von Priestern erzogen werden würde, und jetzt, da er sie hatte beten sehen, zitterte er für die Zukunft, glaubte er einen Teil ihres Herzens verloren zu haben (II 24).

Gott war zwischen sie getreten, aber nicht als Vermittler! Edith sah eine Fülle von Aufgaben vor sich, deren Bewältigung ein Leben kosten würde. Still und unverdrossen begann sie ihre Arbeit an ihm und für ihn.

Bald hatte Marina mit ihrem scharfbeobachtenden Blick Ediths Charakter verstanden und suchte ihre Freundschaft zu gewinnen — auf ihre Weise. Sie wußte, daß Edith ihr Achtung zolle, aber keine Sympathie, geschweige denn Liebe für sie hege. Und doch — Ediths ernste, stille Art gewinnt Marinas Vertrauen. Sie wagt es, wenn auch nur in Andeutungen, von Silla zu reden, ja sie bittet Edith, ihm von dem furchtbaren Kampfe zu erzählen, dessen Ende die Vermählung mit Nepo bildet. „Sie werden ihn sehen, erzählen Sie es ihm.“

Welch ein Unterschied zwischen Marina und Edith! Beide haben mit offnen Augen um sich geschaut und ihre Erfahrungen gemacht; das Unheilige, Unreine trat beiden gleich nahe, aber während Marina alles durchkosten mußte, um sich schließlich mit Ekel abzukehren, wendet Edith ruhig den Blick ab und strebt unverrückt dem Ziele zu. So erklärt es sich, daß Marina immer eine spöttische Bemerkung, ein häßliches Wort über die andre bereit hat, während Edith schweigt. Fast möchte ich sagen, der Gegenstand erschöpft sich in den Worten italienisch und deutsch. Nur in der pietätvollen Liebe gegen ihren Vater ist sie blind, wie so oft Kinder, die aufrichtig ihre Eltern lieben, so unbefangen ihr Blick sonst sein mag, ein tadelndes Wort gegen ihre Eltern, sei es auch berechtigt, kaum dulden werden.*) „Ihre Mutter war von Adel, man sieht es auf den ersten Blick,“ sagte einmal Marina zu Edith. „Ich kenne keinen edlern Menschen als meinen Vater,“ entgegnet sie verletzt.

Einen Bundesgenossen bei ihrer Arbeit glaubt Edith in Don Innozentius, dem Pfarrer des kleinen dem Schloß benachbarten Dörfchens, gefunden zu haben. Dieser Pfarrer ist eine prächtige Figur, mit ebensolcher Liebe und Sorgfalt vom Dichter geschildert wie alle Personen des Romans. Es fehlt ihm nicht der echt katholische Zug: er hat mit der Welt abgeschlossen. Aber doch läßt sich sein Interesse an ihr nicht verleugnen. Mit Eifer liest er alles, was die Zeitung ihm von dem Leben der Außenwelt verrät; mit Stolz erzählt er Edith, daß ihm Goethe, Schiller, Lessing nicht unbekannt seien; ein schönes Bild ruft in ihm die tiefsten Empfindungen wach und begeistert ihn noch in seinem Alter. Auch seine Eigenart hat er noch nicht ganz unterdrückt; er kann sich nicht entschließen, die alten, toten Kirchengebete zu plappern, und setzte an ihrer Stelle kurze, innige, gläubige Worte; aber seine Bauern waren so über den Bruch mit dem Herkommen erzürnt, daß er die neue Einrichtung wieder aufheben muß. Eine Madonna von Luino aus seinem Privatbesitz hat er als Altarbild in der Kirche aufstellen lassen, aber die heiligende Wirkung auf die Andächtigen, die er sich von dem Bilde versprach, bleibt aus. Mit einem seligen Lächeln lauscht er dem Klang der neuen Orgel, die zum erstenmal das Dominus vobiscum spielt, und voll Entzücken schreibt er einmal an Edith, daß ein fremder Organist in seiner Kirche eine Komposition Beethovens gespielt habe, die ihm Thränen entlockte. Aber er hatte bisher keinen Menschen, mit dem er über solche Dinge sprechen konnte, der mit ihm zu fühlen vermochte. Nun ist er glücklich, zwei Menschen zu finden, die mit ihm genießen können, die ihn verstehen. Nur langsam und zögernd tritt Steinegge dem „Pfaffen“ näher. Voll Erstaunen sieht er, daß doch nicht unter jedem schwarzen Kleid die Gesinnung herrscht, die er bei allen voraussetzte. Aber in die Kirche zu gehen konnte er sich noch nicht entschließen. Als alle Schloßbewohner den Gottesdienst besuchten, da „trennte sich der gute alte Wolf von der Schafherde.“ Aber als er da draußen unter den Bäumen saß, hatte er das Gefühl, daß eben seine Edith für ihn bete; das überwältigt ihn so, daß er selbst mit Gott zu

*) Thakeray hat in Vanity fair auch das Problem der verehrungsvollen Liebe zu einem Unwürdigen behandelt und die unvermeidliche schmerzvolle Entdeckung, die ja schließlich einmal folgen muß, durch Dobbin gemildert. Aber nicht jeder findet seinen Dobbin. . . .

reden versucht, stammelnd wie ein Kind, aber mit immer größerer Bewegung und Inbrunst. Jener erste Versuch hatte ihn zwar nicht erhoben, aber er war zufrieden, seiner Edith um ein Stück näher gekommen zu sein, ohne seine „Ueberzeugung“ verletzt zu haben. „Es war ihm, als habe er einen großen Schritt gethan.“ Das Verhältnis des Pfarrers zu den beiden Deutschen wurde immer herzlicher. Als Steinegge und Edith nach Mailand zogen, unterhielten sie mit dem Pfarrer einen Briefwechsel. Steinegge erkundigt sich nach dem Leben der Schloßbewohner, und Edith berichtet von den kleinen Fortschritten, die ihr Vater auf dem Wege zu Gott macht.

Das Leben der beiden in Mailand ist so schön, wie sie es sich gedacht hatten. Steinegge erhält noch Arbeiten von dem Grafen. Edith giebt einige Stunden; außer dieser Zeit gehören sie ganz einander an. — Der Dichter deutet hier mehrfach an, daß er in Ediths Charakter einen asketischen Zug finde. Sie will nur für ihren Vater leben; jede Freude, die sie nicht mit dem Vater zusammen genießen kann, versagt sie sich, jedes Glück, das sie nicht mit ihm zu teilen vermag, weist sie ab. Das war bisher für sie nicht eben schwer gewesen, denn ein großes Glück hatte ihr noch nie gewinkt. Die Prüfung sollte kommen!

3

Natürlich waren die alten Beziehungen Sillas und Steinegges erneuert worden; oft stieg Silla die vielen Treppen hinauf zu Steinegges luftiger Wohnung, um deutschen Unterricht von ihm zu empfangen oder ein wenig zu plaudern. Im Stillen bewunderte er Ediths Hingebung an ihren Vater; ihr ganzes Wesen wurde ihm immer sympathischer. Bald begriff Edith, wie Silla einen solch tiefen Eindruck auf Marina hatte machen können. Aber wie durfte sie daran denken, seinem stummen Blick Gehör zu schenken? Und doch mußte sie ihm, ohne zu wollen, Hoffnung gegeben haben, denn unaufgefordert ließ Silla sie einen Blick thun in seine Kämpfe, seine Leiden und — seine Wünsche. Auf einem Spaziergang erzählt er ihr, wie das Leben ihn getäuscht habe, wie die Menschen ihn zurückgewiesen hätten. Zwar fühlt er, daß Edith ihn nicht ganz versteht oder verstehen will; sie ist zu nüchtern, um seinem Fluge zu folgen, und wenig geneigt, seine Träume mit erleben zu wollen. Nur mit Mühe gewährt sie ihm die Bitte, sein Buch zu lesen.

Silla hofft von neuem. Als Widmung schreibt er in sein Buch:

Der liebliche Frühling wird von einem unbedeutenden Schriftsteller geliebt, den niemand liebt. Für Sie, nur für Sie allein könnte er groß und kraftvoll werden, Glück und Vergessenheit besiegen. Wenn Sie ihn zurückstoßen, muß er zu Grunde gehen.

Voll Zagen und Spannung überreicht er ihr sein Buch. Sie nimmt es, betrachtet die Widmung und legt es beiseite. Als Steinegge die beiden alleinläßt, bittet sie Silla, zu gehen. Als er das Haus verließ, da „wiederholte unten im Hofe, auf den blanken Dächern und in den Dachtraufen der graue, zitternde Regen ihm fortwährend: Weine, weine, sie liebt dich nicht, liebt dich nicht.“

Hätte er sehen können, wie in dem kaum verlassenen Zimmer Edith die Widmung wieder und immer wieder las, wie sie dann zwei große Thränen, die auf ihre Arbeit gefallen waren, abwischte: sie darf ja nicht, glaubt nicht zu dürfen.

Endlos dehnen sich für Silla die Stunden, jeder Laut der Freude, der aus der Außenwelt in sein Zimmer dringt, verletzt das kranke Herz. Da kommt eine Depesche: „Graf Cäsar schwer erkrankt, wünscht Sie hier zu sehen. M. v. Malombra bittet Sie, zu kommen. Cäcilia.“ Am nächsten Morgen reist er ab.

4

Wir können uns kürzer fassen. Der Leser des Romans hat an Marina schon lange Spuren von Wahnsinn bemerkt; die grausige Entdeckung jener Papiere, die von den Leiden einer Wahnsinnigen zeugten, hatten die offenbar schon vorhandne, vielleicht erbliche Anlage weitergebildet. Darauf kam der Auftritt mit Silla, der sie erschütterte, dann der Entschluß, ihr Leben mit einem Menschen zu verbringen, den sie im Grunde verachtete. Nun schritt sie zu einer That. Nachts trat sie wie

ein Gespenst in das Zimmer ihres Oheims, sprach zu ihm von jener Cäcilia, deren Leben sein Vater auf dem Gewissen hätte. Sie sei jene Frau, aus dem Grabe zu einem neuen Leben emporgestiegen, um Rache zu nehmen. Den Grafen, dessen Körper schon lange verfallen war, rührt der Schlag nach einem so furchtbaren Auftritt, und Marina telegraphirt insgeheim an Silla. Wir verweilen nicht bei dem Schrecken, der im Palast herrschte, bei der Angst der Gräfin Fosca und Nepos, es könne kein Testament zu ihren Gunsten vorhanden sein, bei den flüsternden Beratungen der Aerzte und bei dem Verdacht, der sich gegen Marina richtet. Das alles ist prachtvoll geschildert, mit einer Anschaulichkeit, die uns ein Bild nach dem andern mit Augen sehen läßt, mit einem Bilderreichtum, der seinesgleichen sucht. Ueber die Bilder und Vergleiche des Dichters nur ein Wort. Wie oft dienen sie dem Dichter nur dazu, um uns von seiner poetischen Begabung oder nur seiner — Kühnheit zu überzeugen; bei Fogazzaro haben sie wirklich einen Zweck: sie machen den Roman zu einem dramatischen Gemälde.

Steinegge und Edith folgten der Einladung des Pfarrers nach dem Dorfe gerade zur Zeit der Krankheit des Grafen, ohne davon zu wissen. Edith kann dem treuen Pfarrer wieder von einem Fortschritt berichten. Sie wisse, daß ihr Vater bete, er gehe auch hier und da in die Kirche, nur zur Beichte könne er sich noch nicht entschließen. Er glaube an Wesen, die ihm den Verkehr mit Gott vermittelten, Don Innozentius gehöre zu diesen. Als sie erfährt, daß auch Silla im Schlosse sei, nimmt sie wieder die täuschend gleichgiltige Miene an, die ihre Aufregung und ihr tiefstes Gefühl jedem verbirgt. Sie ahnt, daß Marina Silla zu kommen veranlaßt hat, und daß dann die letzte Aussicht für sie geschwunden ist. Sie hatte zwar Silla abgewiesen, aber doch die stille Hoffnung gehegt, ihm Freundin zu werden:

Warum auf ein Gefühl verzichten, das das geistige und materielle Wohlsein Sillas wünschenswert macht; warum könnte er nicht ein ähnliches Gefühl im Herzen nähren, im Bewußtsein, daß wir beide, der Pflicht gehorchend, getrennte Lebenspfade einschlagen? (III 81).

Aber nun, als sie sieht, daß Marina Anspruch auf Silla macht, da hört sie die Glocken läuten mit dem Gefühl: „Lebe wohl, o Liebe, süße Liebe; lebe wohl, schöne Jugend!“ — Gerade jetzt in ihrem Schmerz wird ihr eine Freude bereitet, die dem selbstlosen Herzen größer sein muß als der eigne Schmerz. Innozentius spricht mit Steinegge über das, was Edith ihm berichtet. Der gute Vater hatte keine Ahnung, wie schmerzlich seiner Edith sein zögernder Fortschritt gewesen war, wie sehnsüchtig sie auf ein Einssein mit dem Vater hoffte in dem Höchsten und Besten, das wir Menschen kennen; er ist schmerzlich bewegt, daß er es „so spät erkannt.“ „Zu ihr, zu ihr,“ ruft er enthusiastisch aus. Mit Recht fürchtet der Pfarrer, daß der Entschluß Steinegges weniger aus freier Ueberzeugung als aus der Liebe zu Edith hervorgegangen sei. An sich erscheint ihm das nicht so schlimm, denn er denkt, die volle Ueberzeugung komme unter Ediths weiterm Einfluß schon nach; aber er bittet Steinegge, noch mit seiner Erklärung zu warten, bis der Entschluß „den Eindruck einer freien Regung des Herzens“ macht. Die ganze religiöse Entwicklung Steinegges, bisher tadellos durchgeführt, hat hier eine Lücke: der Dichter hat keine Zeit mehr. Don Innozentius möchte gern zeigen, daß es nicht an Beweisen für seinen Glauben gebricht, und kramt seine ganze Theologie aus. Steinegge-Fogazzaro erklärt dem ehrlichen Pfarrer:

Ihr verfügt über keine Beweise, die die Menschheit wie mit Zangen halten. . . . Thatsache ist, daß unter euern Anhängern mehr leidenschaftliche als nachdenkende Menschen sind, mehr Frauen als Männer, mehr Masse als Intelligenz. Was ihr gewinnen könnt, ist das Herz, und habt ihr das Herz an euch gezogen, so wird bald auch der übrige Mensch folgen müssen. Ihr liebes Antlitz ist für mich ein Grund, der an Kraft alle Beweise Ihrer Theologie übertrifft.

Fogazzaro weiß auch dem wissenschaftlich Gebildeten etwas über Religion zu sagen:

Ein religiöses Problem kann nicht wie eine geometrische Frage gelöst werden; und doch giebt es einen Pfad, der . . . schneller, mächtiger fortreißt als eure hinkende Logik, die ohne Beihilfe schließlich noch keine große Entdeckung machte. Bleiben wir bei dem trivialen Unterschied von Herz und Kopf . . . Ihr Herren Philosophen sprecht: „Dies

sind unsre zwei Beine . . . wir werden das linke, das sentimentale Bein nicht zügeln, werden es im Notfall nicht zurückziehen, indem wir uns auf das andre stützen . . . wir werden dasselbe ohne weiteres abhauen und auf einem Bein langsam aber sicher weiterhumpeln, so weit wir kommen." Und diese Leute wollen die Welt regieren? Schlechte Führer, fürwahr! — Der Mensch soll an religiöse Untersuchungen nicht herantreten, ohne sich moralisch vorbereitet zu haben: ein unreines Herz wird nie die Abgründe des göttlichen Wesens ergründen. Das Werkzeug des Forschenden, der Gedanke, der Geist, muß wohl vorbereitet sein, muß über die ganze ihm angeborne Tendenz zum Guten verfügen. Jede Leidenschaft und zwar zunächst Ehrgeiz und Ueberhebung schwächen jede Tendenz. Das ist die erste große Unterstützung, die uns das Herz in den religiösen Forschungen leiht: es zeigt den Ausgangspunkt und die einzuschlagende Richtung. Macht euch mit dem Ehrgeiz, der Ueberhebung, der Sinnlichkeit auf den Weg, und ihr gelangt logischerweise zur Verneinung des Bestehenden, zum Nichts. Tretet den Pfad der Forschung mit reinem Herzen und reinen Thaten an, so gelangt ihr zur Wahrheit. Das geschieht nicht durch die Logik allein, mit dem Herzen oder dem Gefühl allein, es geschieht vielmehr mit Hilfe aller Kräfte und Fähigkeiten der Seele, mit Hilfe der Vernunft, der Einbildungskraft, der Liebe. Natürlich spreche ich von den menschlichen Kräften, zur Wahrheit zu gelangen, und sehe von der göttlichen Gnade ab.

Nun denn, worum handelt es sich in der Religion?

Es handelt sich weder um Induktion noch um Deduktion, sondern um Aufstellung großer Hypothesen, wozu Phantasie, Wärme des Gefühls, ein reines Herz und vor allem die Gabe gehört, in . . . lichten Augenblicken zu schauen . . .

Ein andermal äußert Steinegge:

Einige meiner feindlichen Grundsätze sind — ich weiß nicht wie — geschwunden, seitdem meine Tochter um mich ist . . . Vielleicht werden die andern mich mit der Zeit selbst verlassen, wenn sie in dieser Weise behandelt werden: schweigt, denn meine Tochter will es! . . . ich will euch nicht vertreiben, doch auch nicht mehr anhören (III 144).

Wir nennen das ein Sacrificio del intelletto, aber Steinegge bringt es mit leichtem Herzen, und der Dichter macht uns Hoffnung, daß ihm die volle Erkenntnis noch aufgehen wird. „Wenn nur das Herz vorangeht, der Kopf folgt schon nach." Edith ist glücklich, daß sie ihr Ziel nahezu erreicht hat, und doch kommt ihr gerade jetzt der Gedanke, eine neue Aufgabe zu suchen — an dem Herzen Sillas? So wird ihr der Becher des Glücks zur Hälfte wieder mit Wermut gefüllt.

5

Im Palast sind die Ereignisse Schlag auf Schlag gefolgt. Ormengo starb, und wilde Unordnung herrscht in dem einst so stillen Hause. Marina zeigt sich nie; nur Silla läßt sie von Zeit zu Zeit zu sich bescheiden. Anfangs ist er berauscht von dem Gefühl, daß Marinas Liebe zu ihm nie wankend geworden war, aber bald sieht er, wie es mit ihr steht. Ihre wirren Fragen, die zuckenden Lippen, der unheimliche Blick verraten den Wahnsinn. Nur wenn er bei ihr ist, wird sie ruhiger und beherrscht sich; kann er sie verlassen? Was wird die Zukunft ihm und ihr bringen? Ist er an eine Wahnsinnige gekettet? Alles stürmt auf ihn ein und macht sein Leben zu einer Qual. Gott hat Mitleid mit ihm. Marina hält im Schloß ein großes Fest ab und zwingt alle Anwesenden, zu erscheinen. Der Arzt bittet Silla, ja nicht auszubleiben; so entschließt er sich wenigstens, das Schloß nicht zu verlassen. Drückende Schwüle liegt über allen. Da plötzlich springt Marina auf und öffnet die Thür des Nebenzimmers: „Glückliche Reise!" ruft sie Silla zu, und von einem Pistolenschuß getroffen sinkt er nieder. Marina benutzt die Verwirrung und sucht auf ihrem Nachen das Weite. Niemand fand sie je wieder.

Ueberall erweckt die Nachricht Entsetzen. Allerlei Gerüchte tauchen auf; alle verurteilen Silla, der zum Tode des Grafen gekommen sei, um sich die Erbschaft zu sichern, der sich Marina aufgedrängt, sie womöglich in den Wahnsinn getrieben habe. Auch Steinegge und Don Innozentius wetteifern in der Verurteilung des Armen. Und Edith?

Sagten Sie mir nicht, äußerte sie heftig zu Innozentius, daß ich ihn im Herzen tragen solle? Und jetzt wird er von allen gescholten . . . ohne ein Wort zu seiner Verteidigung sprechen zu können. Und ich soll sein Andenken aus meinem Herzen, den Gedanken an ihn aus meinem Geiste bannen? Nie, so lange ich lebe, wird dies geschehen, und ich glaube, daß er es wissen wird in jener bessern, gerechtern Welt, in der er sich nun befindet (III 204).

In der Nacht tritt der Pfarrer noch mit einem Licht

hinaus in den Garten, um die Worte zu lesen, die Edith vorhin in den Sand schrieb.

Ein Wort hatte dagestanden, ein deutsches Wort, von dem nur noch die letzten Buchstaben übriggeblieben waren: „. . . . weh."

Dieses Heimweh ergreift auch den Leser; er hofft mit Edith auf die bessere, gerechtere Welt, in der alle Dissonanzen sich auflösen, alle Widersprüche schwinden und ewige Ruhe uns umfängt. E Platzhoff

---

Verschiedenes

(Der alte und der neue Glaube) Zur Orientirung der Gemeinde in zweimal dreizehn Sätzen dargelegt von einem Altgläubigen. Motto 1. Joh. 4, 1—3. Kassel, Röttger. 15 Pfge.

Auch wieder eins von den anonymen Hetztraktätchen, in denen aus sicherm Versteck der „neue Glaube" mit mehr oder weniger giftig sein sollenden Pfeilen beschossen wird. Der Anonymus hat dreizehn Sätze zusammengestellt, deren Wortlaut beim alten und neuen Glauben derselbe ist, dann aber mit einem „das heißt" Spalte neben Spalte ganz verschieden erklärt wird. Dabei genießt natürlich der alte Glaube im voraus schon den Vorzug, daß die dreizehn Sätze von seinem Standpunkt aus gewählt sind, dem sich der gegnerische wohl oder übel anbequemen muß, und daß für jenen — außer Satz dreizehn — Bibelstellen angeführt sind, wogegen der neue Glaube erst „aus den unklaren und unwahren, gekünstelten und unverständlichen Worten Ritschls und seiner Schüler herausgeschält und fürs Volk tauglich gemacht werden muß. Kritik wird dabei nicht geübt, diese bleibt den Lesern überlassen."

Nach dieser Methode werden dem Gegner Sätze zugeschoben, wie die folgenden: Nur was die Bibel, bezw. jede einzelne Stelle mir wert geworden ist, das ist sie überhaupt wert. Jesus ist Gottes eingeborner Sohn, weil er als erster die Wahrheit gefunden, entdeckt hat, daß Gott trotz der Sünde alle Menschen liebt. Wer seine Botschaft glaubt und ihn als sein Ideal anerkennt, der ist voll und ganz Gottes Kind, — und das kann er ganz aus eigner Kraft. Erlöser ist Christus, weil er von dem Wahn erlöst hat, als ob Gott dem Menschen zürne. Von einer Lebensgemeinschaft durch Jesus mit Gott zu reden, ist „Mystizismus, d. h. hier Aberglaube." Durchs Abendmahl werden wir erinnert an Jesu Treue bis in den Tod gegenüber der von ihm entdeckten Wahrheit. Gebetserhörung dürfen wir nicht erwarten, deshalb ist es schließlich das Vernünftigste, Gott nur zu loben und zu preisen und das Bitten zu unterlassen.

Satz dreizehn handelt von der Erscheinung des Reichs Gottes auf Erden, wobei nach dem „alten" Glauben Christus durch seine persönliche Wiederkunft der Herrschaft des Unglaubens ein Ende machen wird. Dieser steigert sich zum Gotteshaß in der persönlichen Spitze des Antichrists, der verherrlicht wird durch den falschen Propheten, die persönliche Spitze der ungläubigen Wissenschaft u. s. w. Dagegen ist die neugläubige Zukunftshoffnung die, daß einst „wir und unsre Richtung frei hervortreten dürfen; dann werden wir durch Kultur und Bildung, Kunst und Wissenschaft die Welt einem Verklärungszustande zuführen, da wir im Vollgenuß des Guten, das die Welt uns bietet, sein werden. Das ist der Himmel auf Erden, das Gottesreich, das unser Ziel, das der Endzweck der ganzen Willensoffenbarung Gottes, der Zweck auch der Predigt Jesu ist."

Damit hat der Anonymus glücklich wieder die Verbindung des neuen Glaubens mit der Sozialdemokratie hergestellt; wie nötig ist hiegegen sein Schlußgebet um scharfe Geistesaugen, zu erkennen den Geist des Irrtums, den Geist der Lüge, — um Demütigung der Feinde der Wahrheit. Nicht verschwiegen darf aus der Einleitung der Satz bleiben: „So geschickt kleiden manche ihre neuen Irrlehren in die Worte der alten Kirchenlehren, daß es vorkommen kann, daß selbst Altgläubige einen Neugläubigen oft ohne weiteres für einen Gesinnungsgenossen und Bruder ansehen, ehe sie ihn und seine Gesinnung näher kennen gelernt haben." Wesentlich ist auch die Quellenangabe, die zur Orientirung über die „grundstürzenden" Bücher Ritschls lauter Gegner, nämlich neben Frank, Geschichte und Kritik der neuern Theologie, noch zwei in Stuttgart erschienene Schriften Metzgers, sowie Claravallensis und Lemme anführt; bedeutsam endlich die Charakterisirung der Gegner, die neben manchen Verschiedenheiten „einig sind in der Erhöhung des eignen Ich mit seiner Eigengerechtigkeit und Eigenweisheit, sowie in dem Festhalten des, wie sie meinen, erlaubten Weltgenusses, für den es keine enge Pforte und keinen schmalen Weg giebt."

Niedergeschrieben ist das Werklein „an Karfreitag und Ostern 1895." Also Karfreitag- und Osterbetrachtung im Namen Jesu Christi, aus der Kirche des Evangeliums heraus! Was Christus wohl einmal zu diesen seinen Freunden sagen wird? Wir sagen vorerst: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Sie wandeln im Schlaf und reden im Traum; sie wissen nicht, welche Zeit es ist im Reich Gottes, noch was die Zeit von ihnen verlangt.

Möchte das Schriftchen eine weite Verbreitung finden! Mir wenigstens war es leid, es nicht zwölf Stunden früher in die Hand bekommen zu haben; einigen gebildeten Frauen, die den Kern der neuern Theologie kurz kennen zu lernen wünschten, hätte sich derselbe an ihrer Hand recht bequem deutlich machen lassen, schon an dem, was es sagt, noch mehr daran, wie es gesagt ist, am besten vielleicht an dem, was darin verschwiegen wird. G Gerok

(Die evangelische Gemeinde A. K. Vöcklabruck von der Reformationszeit bis auf die Gegenwart) Ein Bild aus der oberösterreichischen Diaspora. Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der gegenwärtigen Gemeinde am 23. Juni 1895. Von Karl Schimik. Vöcklabruck, Verlag der evangelischen Gemeinde A. K. Vöcklabruck, 1895. 116 S.

Recht ansprechend mutet uns diese auch äußerlich würdig ausgestattete Jubiläumsschrift an. Schon die drei Abbildungen erfreuen das Herz: das uralte freundliche Städtlein inmitten der oberösterreichischen Alpen, im Salzkammergute, dann das unscheinbare Kirchlein in Pichlwang, worin die Gemeinde während der bayrischen Zeit ihre Gottesdienste gehalten (1812 bis 1816), das ihr 1826 entzogen und nach langen Streitigkeiten 1843 für immer abgesprochen wurde. Und endlich sehen wir das freundliche Gotteshaus, in dem die 1870 neu erstandne Gemeinde seit dem 15. November 1875 ihren Gottesdienst feiert — seit 13. Oktober 1881 die Friedenskirche genannt. Daneben den am 19. Juni 1871 geweihten Friedhof und das seit 13. September 1886 bewohnte sehr wohnliche Pfarrhaus.

Wir lesen in der anziehend geschriebnen Schrift die Urgeschichte der Stadt (Stadtrecht seit 1188), die Geschichte der ersten Gemeinde, die die ganze Stadt und Umgegend umfaßte, denn im sechzehnten Jahrhundert war ganz Oberösterreich evangelisch. Wir lesen von der Gegenreformation und finden aufs neue, wie wenig Ursache die römische Kirche hat, sich der Zahlen ihres gegenwärtigen Bestandes zu rühmen: denn dieser gründet sich zu einem sehr großen Teile auf sehr rohe, brutale Gewaltthaten! Wir hören, wie sofort, als der Druck der Toleranz wich, es sich zeigte, daß der „alte Same“ sich erhalten hatte. Es entstand schon am 1. Dezember 1782 die Gemeinde Ruzenmoos und, als Vöcklabruck 1809 bis 1816 bayrisch ward, ohne die Beschränkungen des Toleranzedikts die gleichberechtigte Gemeinde Pichlwang mit eignem Geistlichen bis 1816. Der 1816 wieder auflebende Druck, klerikale Gewaltthat, aber auch Uneinigkeit und Charakterschwäche der damaligen Protestanten Oberösterreichs bewirkten den Verlust der Kirche. Da lesen wir S. 33, daß Katholiken protestantische Gräber auf dem Kirchhofe zu Pichlwang aufgruben, um sich zu überzeugen, ob wirklich „der Teufel die Protestanten mit Haut und Haar hole!“ Doch mit Recht zitirt der Verfasser S. 37 1. Mose 50, 20: Der Bischof von Linz und die Wiener Hofstelle gedachten es mit den Evangelischen von Vöcklabruck und Umgebung böse zu machen; aber Gott gedachte es mit ihnen gut zu machen; denn sie brauchen sich heute nicht in dem abgelegenen einsamen Pichlwang zusammenzufinden, sie dürfen sich heute in dem freundlichen Städtchen Vöcklabruck versammeln. Ganz Aehnliches erfuhr die Gemeinde Attersee, die zwar schon 1820 ihre 1816 verlorne Selbständigkeit wiedergewann, aber von der von König Max I. von Bayern ihr geschenkten Kirche den Turm abtragen und die Glocken an die katholische Kirche abtreten mußte und die staatliche Pfarrbesoldung verlor! Erfreulicher berührt uns die bei anfangs sehr ablehnender Haltung der Muttergemeinde Ruzenmoos seit 1864 sich thatkräftig regende Opferwilligkeit der Gemeinde, die, 1869 Filialgemeinde geworden, schon 1870 die Selbständigkeit erstrebte und erlangte. Vielgenannt wurde sie in der Zeit, wo aus gesammelten entwerteten Münzen ihre Glocken (26. November 1878) gegossen wurden und mit ihrem As-dur-Akkorde das Christfest einläuteten. Und so hat die rüstig weiter strebende, treu zum evangelischen Glauben stehende Gemeinde (ihre Kommunikantenzahl ist 143 Prozent der Seelenzahl) am 23. Juni ein erhebendes Jubelfest des fünfundzwanzigjährigen Bestehens gefeiert. Gott helfe in Gnaden weiter!

Scheuffler

(Bibelkenntnis) Merkwürdig, daß, wenn in einer politischen Zeitung ein Bibelzitat vorkommt, so häufig Ungereimtes vorgebracht wird! Die Tägliche Rundschau veröffentlicht gegenwärtig eine „Kriegschronik nach persönlichen Erlebnissen.“ In Nr. 3 wird uns aus dem Tagebuch eines Hauptmanns v. K. Folgendes mitgeteilt: „Dann schlug der Seelenhirte die Bibel auf und verlas den heute wenig geeigneten Text: Selig sind die Toten; denn sie werden Gott schauen.“*) Es ist hier von dem „ehrwürdigen“ Superintendenten die Rede, der beim Abmarsch der Truppen aus der kleinen Garnisonstadt ihnen eine Abschiedspredigt hält. Das Tagebuch bemerkt, daß sonst die Soldaten bei seinen langen Predigten immer so schön in der Kirche geschlafen hätten; jetzt habe er in Anschluß an jenes Bibelwort (!) mit rührenden Worten die Seligkeiten des Himmels und die Vergänglichkeit des irdischen Jammerthales geschildert. — Man kann nur annehmen, daß der Herr Hauptmann, der damals noch Leutnant war, schon bei der Vorlesung des biblischen Textwortes geschlafen hat; denn dieses Wort hat der Geistliche deshalb nicht aus der Bibel vorgelesen, weil es nicht in ihr steht. Nein, die Bibel preist nicht alle Toten selig, weil sie Gott schauen. Sie sagt vielmehr: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.“ Off. 14, 13. Nur die schauen Gott — auch unter denen, die die irdische Welt verlassen haben —, die da reines Herzens sind. Matth. 5, 8. Welche aber Uebels gethan haben, werden hervorgehen zur Auferstehung des Gerichts. Joh. 5, 29.

Tn

Die Bibelkenntnis mancher unsrer Tageszeitungen scheint sich immer mehr zu vertiefen. Das Schaffhausener Tageblatt Nr. 164 sucht die Geschichte von Ananias und Saphira (Apostelgesch. 5, 1—11) in den Episteln Pauli. Nachdem nämlich von dem christlich-sozialistischen Abbé Lemier erzählt worden ist, er wäre prinzipiell auch mit dem Freibrot einverstanden, heißt es weiter: „Eine solche Gemeinschaft ist von den ersten Christen gepflegt worden, aber sie hat sich leider nicht bewährt: kann man doch in den Episteln des Apostels Paulus lesen,

*) Vom Kriegschronisten gesperrt.

daß manche hingingen, ihren Besitz verkauften und das Geld vorenthielten.“ — Wie würde sich ein Gebildeter schämen, ein Wort Schillers Goethe unterzuschieben, oder umgekehrt!

Kn

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 32 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

4. Ferienkursus für evangel. Geistliche in Bonn

12. bis 14. August 1895

Montag, 12. August, nachmittags 3—5 Uhr: Professor D. Sachsse: Diakonissenhäuser und Diakonievereine; geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Fragen; 5—6 Uhr: Professor D. Sieffert: Die neuesten Forschungen über Buße und Glauben; $7^1/_2$ Uhr: Mitteilungen und Anträge des Vorstandes. Diskussion über den Vortrag von Professor D. Sachsse.

Dienstag, 13. August, morgens 9—10 Uhr: Professor D. Sieffert: wie oben; 10—11 Uhr: Lic. Simons: Freikirche, Volkskirche, Landeskirche; 11—12 Uhr: Professor D. Sieffert: wie oben. Nachmittags 4—5 Uhr: Lic. Meyer: Die Bedeutung der aramäischen Landessprache für das Verständnis der Reden Jesu; 6—8 Uhr: Diskussion über den Vortrag von Professor D. Sieffert.

Mittwoch, 14. August, morgens: $8^1/_2$—10 Uhr: Lic. Simons: wie oben; 10—1 Uhr: Diskussion über den Vortrag von Lic. Simons. (Nachmittags eventuell Ausflug.)

Die Vorträge und wahrscheinlich auch die Diskussionen finden in dem Evangelischen Gemeindehause, Neugasse 2, statt.

Wegen freier, beziehungsweise billiger Quartiere wolle man sich zwischen dem 8. und 10. August **brieflich** an Herrn Stiftsinspektor Lic. Meyer, Weberstraße 46, wenden, und nachdem man angekommen, daselbst Anfrage thun. Die Benutzung der freistehenden Zimmer im Stift durch Teilnehmer des Ferienkursus ist von dem Herrn Kurator wiederum gütigst gestattet.

Evangelische Theologen aus Rheinland und Westfalen, sowie aus den benachbarten Provinzen sind herzlich eingeladen.

Der zeitige Vorstand:

Pastor D. **Link**, Koblenz, Vorsitzender

Professor D. **Sell**, zeitiger Dekan der Evangelisch-theologischen Fakultät

Pastor **Brockhaus**, Dortmund

Superintendent **Stursberg**, Bonn

Marie Bornemann,
Oberlehrer **Hermann Riehm**
Verlobte.
Magdeburg Altenburg (S.-A)

Gebildetes Fräulein, Professorentochter, 23 Jahre alt, sucht ohne Gehaltsansprüche leichte Stelle als Gesellschafterin oder Stütze der Hausfrau, am liebsten in einem Pfarrhause. Offerte **sub J R 217** an die Expediton dieses Blattes.

Schweizerisch. cand. theol. (gute Examenzeugnisse) s. eine Hauslehrer- oder ähnliche Stelle. Off. gefl. an d. Exp. d. Bl.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** Nr. 162.

Empfehle meine Spezialhandlung für **Theologie, gute Unterhaltungs-Litteratur, Geschichte** u. s. w. u. s. w.
Bedeutendes theol. Antiquariat — Kataloge kostenfrei.
Ankauf theol. Werke — auch in Tausch.
Regelmäßige Ansichtssendungen bereitwilligst.
Antiquaria gebe auch leihweise ab.
Hugo Rothers theol. Buchh. (**Martin Warneck**), **Berlin**, Linkstr.

Verlag von
J. C. B. Mohr (P. Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Mitius, Otto, Ein Familienbild aus der Priscillakatakombe mit der ältesten Hochzeitsdarstellung der christlichen Kunst. Mit 3 Abbildungen (Archäologische Studien zum christlichen Altertum und Mittelalter, herausgegeben von Johannes Ficker. Erstes Heft.) Gross 8°. Mk. 1.—.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von der Weingroßhandlung Richard Kox in Duisburg